

Zeitschrift für
Familien-
forschung

Journal of Family Research

In diesem Heft:

- Die Rolle des Vaters bei berufstätiger Mutter
- Hausarbeitsteilung und Erwerbsunterbrechung von Müttern unter dem neuen Elterngeldgesetz
- Das Timing von Elternschaft und dessen Folgen
- Die Kernfamilie als Ideal
- Positives und negatives Interaktionsverhalten in der Partnerschaft

ifb-Mitteilungen

Referiert im SSCI

1/2012



ISSN 1437-2940
24. Jahrgang 2012, Heft 1
Verlag Barbara Budrich

Inhalt

<i>Editorial</i>	2
<i>Una Röhr-Sendlmeier & Sebastian Bergold</i> Die Rolle des Vaters bei berufstätiger Mutter – Aufgabenbeteiligung, Lebenszufriedenheit und Schulleistung der Kinder	3
<i>Florian Schulz & Harald Rost</i> Hausarbeitsteilung und Erwerbsunterbrechung von Müttern unter den Bedingungen des neuen Elterngeldgesetzes	27
<i>Claudia Zerle, Waltraud Cornelissen & Walter Bien</i> Das Timing von Elternschaft und dessen Folgen für Familien	46
<i>Ulrike Zartler</i> Die Kernfamilie als Ideal: Zur Konstruktion von Scheidung und Nachscheidungsfamilien	67
<i>Fridtjof Nussbeck, Peter Hilpert & Guy Bodenmann</i> Der Zusammenhang von positivem und negativem Interaktionsverhalten in der Partnerschaft mit Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten	85
ifb -Mitteilungen	105

Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

wie im Editorial von Heft 3/2011 bereits angekündigt, legen wir Ihnen hiermit ein Heft mit regulär eingereichten Beiträgen ohne vorgegebenen Schwerpunkt vor.

Die ersten beiden Beiträge beschäftigen sich mit verschiedenen Aspekten der häuslichen Aufgabenteilung und der Erwerbstätigkeit der Eltern: der erste unter dem Blickwinkel der Berufstätigkeit der Mutter und der sich dadurch verändernden Rolle des Vaters, der zweite konzentriert sich auf die Auswirkungen des neuen Elterngeldgesetzes auf Hausarbeits- teilung und Erwerbsunterbrechung von Müttern. Die dritte Studie befasst sich mit dem Timing von Elternschaft und den Folgen, die sich für die Familien daraus ergeben. Der vierte Aufsatz erörtert mittels einer qualitativ angelegten Untersuchung die Kernfamilie als nachwievor bestehendes Ideal. In einem psychologischen Beitrag aus der Paarfor- schung geht es schließlich um den Zusammenhang zwischen positivem und negativem In- teraktionsverhalten mit Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten.

Im nächsten Schwerpunktheft wird die *frühe Förderung in der Familie* thematisiert. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Hans-Peter Blossfeld
Geschäftsführender Herausgeber

Kurt P. Bierschock
Redakteur

Una M. Röhr-Sendlmeier & Sebastian Bergold

Die Rolle des Vaters bei berufstätiger Mutter – Aufgabenbeteiligung, Lebenszufriedenheit und Schulleistung der Kinder

Father's role when mother is working – family involvement, life satisfaction and children's scholastic achievement

Abstract:

Väterliche Rollenkonzepte, mütterliche Berufstätigkeit und die Zufriedenheit des Vaters in verschiedenen Lebensbereichen werden als Bedingungsfaktoren für die väterliche Beteiligung am Haushalt und an kindbezogenen Aufgaben untersucht und die Bedeutung dieser familiären Kontextvariablen für die Schulleistungen der Kinder in den Kernfächern Deutsch und Mathematik beleuchtet. Bei 279 Elternpaaren von Schülern und Schülerinnen in 3., 6. und 9. Klassen verschiedener Schultypen wurden Fragebogendaten erhoben. Väter mit berufstätigen Partnerinnen hatten ein egalitäreres Geschlechterrollenkonzept und beteiligten sich insbesondere mehr an Haushaltsaufgaben, die als traditionell „weiblich“ angesehen werden. Beides hing mit besseren Schulleistungen der Söhne und Töchter im Fach Deutsch zusammen. Weitere Mediatoranalysen erbrachten, dass speziell in Familien mit berufstätigen Müttern das Ausmaß der Vater-Kind-Interaktion und die Zufriedenheit des Vaters mit der Beziehung zu seinen Kindern für die Schulnote in Mathematik relevant waren. Für die Aufgabenübernahme des Vaters war die von ihm empfundene Vereinbarkeit von Berufs- und Familienleben von großer Bedeutung.

Schlagwörter: Väterliche Rolleneinstellungen, mütterliche Berufstätigkeit, Aufgabenbeteiligung, Lebenszufriedenheit, Schulleistungen

Abstract:

Fathers' role concept, life satisfaction in the work-family context and mothers' vocational participation are investigated as to their impact on fathers' involvement in child directed and household activities. Questionnaire data were collected of 279 couples with children in 3rd, 6th and 9th school grades. When mothers worked, fathers showed more egalitarian gender role concepts and participated more in household activities that are traditionally considered being "feminine". Mediator analyses revealed that such fathers' gender roles and participation had an impact on higher school achievement of sons and daughters in the German language subject. In families with working mothers, the amount of father-child-interaction and fathers' satisfaction with their father-child relationship correlated with children's proficiency in mathematics. Experiencing a satisfactory work-life balance strongly influenced fathers' family involvement.

Key words: gender role concept, working mothers, family involvement, life satisfaction, scholastic achievement

1. Zum Stand der Forschung

1.1 Entwicklungstrends des väterlichen Engagements in der Familie

Viele Väter stehen einer egalitären Aufgabenteilung in der Familie längst nicht mehr kritisch gegenüber (Fthenakis/Minsel 2002; Gesterkamp 2007; Wengler et al. 2008; Sarkadi et al. 2008). Sie sehen sich jedoch mit diffusen Erwartungen konfrontiert: Das Geschlechtsstereotyp von „Männlichkeit“ hat sich in den vergangenen 50 Jahren weit weniger gewandelt als das Stereotyp von „Weiblichkeit“ (Volz 2007; Röhr-Sendlmeier/Schäfer/Vonderbank 2009) und so werden Männer immer noch hauptsächlich daran gemessen, wie erfolgreich sie in ihrem Beruf sind (Kalicki et al. 1999). Gleichzeitig wird das Konzept des gefühlsbetonten Vaters propagiert, der sich durch ein hohes familiäres Engagement auszeichnet (Herlth 2002). Dies führt häufig zu einem Konflikt zwischen Familie und Beruf (Fthenakis/Minsel 2002; Levine/Pittinsky 2002; Livingston/Judge 2008; Krüger 2010).

Obwohl die Beteiligung der Partner an der Hausarbeit in den einschlägigen Studien unterschiedlich operationalisiert wurde und Ergebnisse daher nur teilweise miteinander vergleichbar sind, kann dennoch konstatiert werden, dass seit den 1970er Jahren eine deutliche Zunahme der väterlichen Beteiligung sowohl an kind- als auch an haushaltsbezogenen Aufgaben stattgefunden hat. Während Väter damals nur etwa ein Drittel der Zeit für ihre Kinder aufwendeten, die die Mütter mit den Kindern verbrachten, waren es im Jahr 2000 im Durchschnitt bereits zwei Drittel (Pleck/Masciadrelli 2003). Mühling/Rost (2011) fanden in einer Befragung bei 1453 Familien, dass sich in der Hälfte von ihnen die Väter in fast demselben Umfang wie die Mütter um die Kinder kümmerten, indem sie diese versorgten und begleiteten, die Freizeit mit ihnen verbrachten und sie bei den Schulaufgaben unterstützten. Die Arbeiten im Haushalt wurden dagegen nur bei 12.4% der Familien partnerschaftlich aufgeteilt, obwohl 61.7% der Mütter berufstätig waren. In Deutschland sind allerdings fast drei Viertel der erwerbstätigen Mütter nur Zuverdiener in ihren Familien (Statistisches Bundesamt 2010). Angesichts der ungleichen Anforderungen in Beruf und Familie verwundert es nicht, dass sich häufig eine Kluft zwischen idealisierter und tatsächlich praktizierter Aufgabenteilung ergibt (vgl. z.B. Kirchner/Venus 2000; Textor 2008; Wengler et al. 2008). Väter werden bei der Erfüllung familiärer Aufgaben oft auch den eigenen Erwartungen nicht gerecht (Kalicki et al. 1999; Fthenakis/Minsel 2002; Mühling 2007).

1.2 Bedingungsfaktoren der väterlichen Aufgabenpartizipation

Welche Faktoren beeinflussen, in welchen Hinsichten und in welchem Umfang sich ein Vater an den Haushaltstätigkeiten und an kindbezogenen Aufgaben beteiligt? Von Bedeutung sind *Rollenvorstellungen*, insbesondere die „Vorstellung davon, welche Tätigkeiten und Aufgaben in den Verantwortungsbereich eines Vaters fallen sollten“ (Peitz 2006: 164). In mehreren Studien zeigte sich, dass eine vermehrte Beschäftigung des Vaters mit dem Kind mit einer egalitären Geschlechtsrolleneinstellung einherging; dabei erwies sich auch die Einstellung der Partnerin als bedeutsam, da diese mitbestimmt, wie viele Auf-

gaben dem Vater überlassen werden (vgl. z.B. Hoffman/Youngblade 1999; Kalicki et al. 1999; Fthenakis/Minsel 2002; Herlth 2002; Kalicki 2006; Allen/Daly 2007; Volz 2007).

Die *Qualität der Elternbeziehung* steht in Beziehung zur Aufgabenübernahme und zur Vater-Kind-Interaktion. Fthenakis/Minsel (2002) fanden bei Vätern von Schulanfängern und Jugendlichen: Je stabiler die Partnerschaft der Väter war und je zufriedener sie mit dieser waren, desto mehr beteiligten sie sich an der Hausarbeit und an kindbezogenen Aufgaben, desto mehr Aufgaben erledigten sie gemeinsam mit der Partnerin und desto mehr Engagement zeigten sie in der Vater-Kind-Interaktion.

Auch die *Belastung des Vaters durch den Beruf* hängt mit seiner Aufgabenübernahme zusammen. So gilt als weitgehend unstrittig, dass sich der Vater umso weniger beteiligt, je mehr er arbeitet (Grossman et al. 1988; Almeida et al. 1993; Kalicki et al. 1999; Kalicki 2006; Grunow 2007). Darüber hinaus ergab sich, dass Väter umso weniger familiäre Aufgaben übernahmen, je unzufriedener sie mit ihrem Beruf waren (Fthenakis/Minsel 2002). Berger (2011) fand bei 707 Berufstätigen, dass 17.6% der Varianz der allgemeinen Lebenszufriedenheit und sogar 25.5% der Varianz der Arbeitszufriedenheit durch das Professionalisierungsniveau des Berufs und das Gefühl, Beruf und Familie vereinbaren zu können, aufgeklärt werden konnten. Konflikte zwischen Arbeits- und Familienleben führten in einer Studie mit 863 Paaren bei Vätern und Müttern zu Schuldgefühlen; höhere Schuldgefühle gingen mit als geringer wahrgenommenen sozialen Kompetenzen der Kinder – z.B. im Hinblick auf die Kooperation mit Gleichaltrigen, die Einhaltung von Familienregeln oder die Selbstbeherrschung bei Ärger – einher (Krüger 2010). Konflikte zwischen Arbeit und Familie wirken negativ u.a. auf die Beziehungszufriedenheit und das Stresserleben (Campbell/Snow 1992; Kreichauf 2006), was wiederum der Partizipation an familiären Aufgaben abträglich sein kann (Volling/Belsky 1991).

Zu den *Bildungsvoraussetzungen und zum sozioökonomischen Status* des Vaters zeigen verschiedene Studien, dass Väter eher bei der Kinderbetreuung engagiert sind, wenn sie gebildet sind und einen höheren sozioökonomischen Status besitzen (vgl. Volling/Belsky 1991; Nettle 2008; Wengler et al. 2008).

Bei einer *Berufstätigkeit der Mutter* findet sich ebenfalls eine erhöhte Beteiligung des Vaters an familiären Aufgaben (vgl. etwa Lamb 2000; Fthenakis/Minsel 2002; Allen/Daly 2007; Textor 2008; Wengler et al. 2008; Heim 2009; Müller-Günther 2010; Berger 2011). Einige Studien fanden sogar Hinweise auf einen kausalen Wirkungszusammenhang (so Almeida et al. 1993). Hoffman/Youngblade (1999) stellten in ihrer Studie mit 369 Familien von Grundschulern in Michigan fest, dass Väter mit berufstätigen Partnerinnen egalitäre Geschlechtsrolleneinstellungen vertraten und sich mehr an traditionellen Frauenaufgaben, der Kindererziehung und funktionellen Interaktionen (z.B. das Kind zur Schule fahren, mit dem Kind zum Arzt gehen) beteiligten. Die Autorinnen schlussfolgerten aus ihren Mediatoranalysen, dass die Berufstätigkeit der Mutter zur Veränderung der Geschlechtsrolleneinstellungen des Vaters und über diesen Weg zur zunehmenden Partizipation an familiären Aufgaben, insbesondere an Kindererziehungsaufgaben, führe, aber auch direkt auf die väterliche Partizipation Einfluss nehme, was wiederum die egalitäre Rollenvorstellung nach sich ziehe. Weitere Studien zeigen, dass die Beteiligung des Vaters die Zufriedenheit der Mutter verstärkt und dadurch die sozio-emotionale Entwicklung des Kindes begünstigt (Heim 2009; Johann 2009). Die mütterliche Berufstätigkeit kann das absolute Maß der Aufgaben durch den Vater erhöhen (Grossman et al. 1988;

Hoffman 1989; Müller-Günther 2010; Berger 2011). Zum Teil erhöht sich jedoch lediglich sein relativer Anteil an den Gesamtaufgaben im Vergleich zur Mutter. Aufgaben, die durch die berufstätige Mutter nicht mehr wahrgenommen werden (können), werden auch durch die Kinder, Großeltern oder andere Personen übernommen (vgl. z.B. Perry-Jenkins/Crouter 1990; Lamb 2000; Fthenakis/Minsel 2002; Wengler et al. 2008).

1.3 Auswirkungen auf die Schulleistungen des Kindes

Aktives und regelmäßiges Engagement des Vaters ist insgesamt als positive Einflussgröße für die Entwicklung des Kindes anzusehen (Sarkadi et al. 2008), insbesondere auch für seine kognitiven Fähigkeiten. Dies mag darin begründet liegen, dass Väter ihre Kinder eher zur Bewältigung kognitiver Leistungen anhalten und mehr selbständiges Handeln einfordern als Mütter (vgl. Nickel/Köcher 1986). Kinder engagierter Väter haben ausgeprägtere rechnerische und verbale Fähigkeiten, erleben Schule positiver (Allen/Daly 2007; Nettle 2008) und zeigen eine stärkere internale Kontrollüberzeugung und bessere Schulleistungen (Fthenakis 1999a; Flouri/Buchanan 2004). Von vier parallelisierten Gruppen von Drittklässlern schnitt diejenige in einem Leistungstest am besten ab, die den meisten Kontakt mit ihren Vätern hatte (Blanchard/Biller 1971). Bessere Leistungen zeigten vor allem die Kinder, deren Väter sich mehr an kindbezogenen Aufgaben beteiligten, die in ihrer Partnerschaft zufrieden waren und ihre Elternschaft positiver erlebten (Fthenakis 1985; Feldmann et al. 1990; Wengler et al. 2008).

In der amerikanischen Studie von Hoffman/Youngblade (1999) führte eine vermehrte Partizipation des Vaters und ein egalitäreres Geschlechtsrollenkonzept in der Familie vor allem zu einer egalitäreren Sichtweise der Töchter bezüglich der weiblichen Rolle und über diesem Weg zu besseren Schulleistungen. Fthenakis (1999b) geht dagegen davon aus, dass sich die beschriebenen Zusammenhänge stärker für Jungen zeigen als für Mädchen. Möglicherweise fungiert der kulturelle Kontext als Moderatorvariable, wie die Ergebnisse von Röhr-Sendlmeier et al. (2009) nahe legen: Sie dokumentierten bei 267 Familien von Viertklässlern in Deutschland, dass egalitäre Erziehungsvorstellungen der Mutter begünstigend auf die Schulleistungen der Söhne im sprachlichen Bereich wirkten, wobei dieser Zusammenhang partiell über die egalitären Geschlechtsrolleneinstellungen der Jungen vermittelt wurde, die umso ausgeprägter waren, je mehr sich der Vater an traditionell weiblichen und funktionellen Tätigkeiten beteiligte.

Die Berufstätigkeit der Mutter ist nicht nur bedeutsam für die Aufgabenpartizipation des Vaters, sondern entgegen gängiger Vorurteile auch für eine positive Entwicklung und gute Schulleistungen der Kinder (Hoffman/Youngblade 1999; Tilmann/Meier 2003; Goldberg et al. 2008; Lucas-Thompson/Goldberg/Prause 2010). Röhr-Sendlmeier (2009) fand bei über 1000 Familien in acht westdeutschen Städten, dass gut ausgebildete, berufstätige Mütter erfolgreichere Kinder im Gymnasium hatten als nichtberufstätige Mütter. Das Ausbildungsniveau und die Professionalisierung des Vaters differenzierte in diesen bildungsnahen Familien weniger als die entsprechenden mütterlichen Ausprägungen. Der Leistungsmotivation der Mütter bezogen auf ihre eigene Lebensgestaltung scheint eine bedeutsame Rolle zuzukommen. Gemessen am erreichten Ausbildungsniveau und an standardisierten Verfahren zu Lebenszielen und zur Leistungsmotivation war diese bei Be-

rufstätigen signifikant ausgeprägter als bei Hausfrauen (auch Burdorf 2009; Heuser 2010; Petzold 2010; Berger 2011; Röhr-Sendlmeier/Kröger 2011). Aber auch für bildungsferne Familien konnten teilweise positive Korrelationen zwischen der Berufstätigkeit der Mutter, einer egalitäreren Aufgabenbeteiligung und Aspekten der Leistungsmotivation der Kinder aufgewiesen werden (Röhr-Sendlmeier/Jöris/Pache 2012). Schnittert (2011) fand ebenfalls in bildungsfernen Familien, dass Kinder berufstätiger Mütter eine höhere Berufswahlreife besaßen als Kinder nichtberufstätiger Mütter; dieser Effekt wurde allerdings erst signifikant, wenn das Bildungsniveau und die Leistungsmotivation der Väter in den Analysen mitberücksichtigt wurden.

Die Berufstätigkeit der Mutter verbessert in der Regel das familiäre Einkommen und ist somit mitzubeachten, wenn Zusammenhänge zwischen dem elterlichen sozioökonomischen Status und den Schulleistungen der Kinder berichtet werden (u.a. in den PISA-Studien, Tilmann/Meier 2003; Niggli et al. 2007). Erwähnenswert ist ein Interaktionseffekt, der kürzlich bei 301 Familien von Zehntklässlern der Schulformen Gymnasium, Realschule und Hauptschule gefunden wurde: Die Jugendlichen zeigten eine höhere Leistungsmotivation, wenn ihre Mütter berufstätig waren. Dies galt auch, wenn die Väter kein Abitur gemacht hatten. Hatten die Väter Abitur, während die Mütter aber Hausfrauen waren, war die Leistungsmotivation ihrer Kinder signifikant geringer ausgeprägt (Heuser 2010). Dieser Befund verweist erneut auf die Komplexität der familiären Anregungen, durch welche gute Schulleistungen von Kindern begünstigt werden. Hier besteht noch erheblicher Forschungsbedarf (vgl. auch Goldberg et al. 2008; Sarkadi et al. 2008; Röhr-Sendlmeier/ Kröger 2011). Nicht nur Aspekte des ökonomischen und kulturellen Kapitals einer Familie, sondern auch Fragen der sozialen Beziehungen und Vernetzung müssen verstärkt in den Blick genommen werden (Bos/Stubbe/Buddeberg 2010).

2. Fragestellung

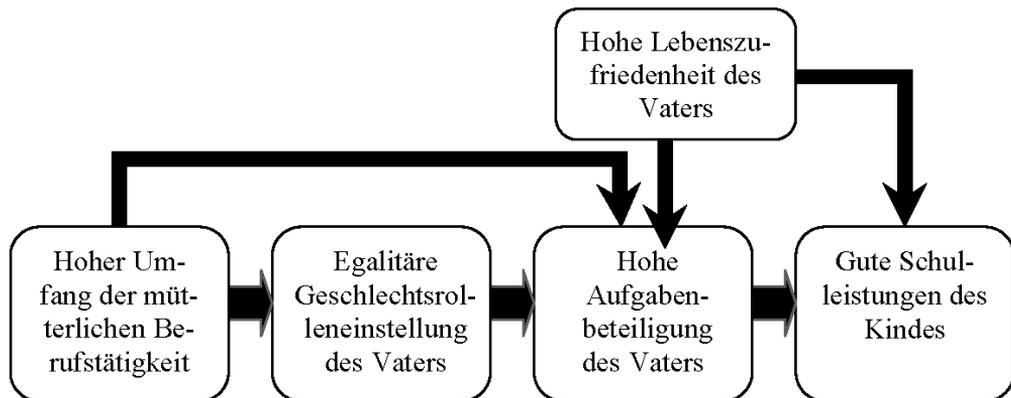
Die berichteten Auswirkungen väterlicher Lebenszufriedenheit und Rollenkonzepte und seines Engagements legen es nahe, sie als wesentliche, vermittelnde Faktoren im Zusammenspiel zwischen der mütterlichen Berufstätigkeit und den schulischen Leistungen des Kindes zu betrachten. Auf der Basis der dargestellten Forschungsbefunde wurde ein Modell aufgestellt (siehe Abbildung 1), in dem Wirkzusammenhänge zwischen Berufstätigkeit der Partnerin, Geschlechtsrollenkonzept und Lebenszufriedenheit des Vaters, väterlicher Partizipation an den Familienaufgaben sowie den Schulleistungen des Kindes postuliert wurden. Im Einzelnen wurden folgende Ergebnisse erwartet:

- Je umfangreicher die Berufstätigkeit der Mutter, desto egalitärer ist das Geschlechtsrollenkonzept und in der Folge die Aufgabenpartizipation des Vaters.
- Die Lebenszufriedenheit des Vaters ist ebenfalls ein positiver Prädiktor für seine Aufgabenbeteiligung.
- Das Geschlechtsrollenkonzept und die Lebenszufriedenheit des Vaters wirken vermittelt über seine familiäre Aufgabenbeteiligung auf die Schulleistungen des Kindes.

Zusätzlich sollte explorativ geprüft werden, ob ein höheres Bildungsniveau bzw. ein höherer sozioökonomischer Status des Vaters mit vermehrter väterlicher Aufgabenpartizipa-

tion einhergeht und welche Faktoren als Prädiktoren für die Aufgabenübernahme des Vaters angesehen werden können.

Abbildung 1: Den Hypothesen zugrunde liegendes Gesamtmodell



3 Methode

3.1 Design und Stichprobe

Relevant für die Ex-post-facto-Studie waren Selbsturteile, die durch die Fragebogenmethode offenbart werden können. Um die gemeinsame Methodenvarianz gering zu halten, wurde je ein Väter- und Mütterfragebogen entwickelt.

In fünf allgemeinbildenden Schulen aus urbanen und suburbanen Bezirken in Nordrhein-Westfalen wurden Eltern klassenweise kontaktiert (Zielpersonen waren dabei die biologischen Eltern der Kinder). Von 370 Familien wurden ausgefüllte Bögen zurückgegeben, was einer Rücklaufquote von 45.7% entspricht. 91 Bögen wurden ausgeschlossen, weil sie von alleinerziehenden Eltern stammten oder nicht beide Elternbögen vorlagen, so dass die endgültige Stichprobe 279 Dyaden umfasst (88 Eltern von Drittklässlern, 124 Eltern von Sechstklässlern, 67 Eltern von Neuntklässlern; davon 88 Grundschüler, 117 Gesamtschüler, 74 Gymnasiasten).

96.1% ($n = 268$) der Eltern waren verheiratet; 3.9% ($n = 11$) lebten in einer festen Partnerschaft. Im Schnitt lebten 2.24 Kinder ($SD = .88$) mit einem Durchschnittsalter von 11.26 Jahren ($SD = 2.32$) mit ihnen zusammen. 49.8% ($n = 139$) der Kinder waren Mädchen, 50.2% ($n = 140$) waren Jungen. Die Mütter waren im Schnitt 42.71 Jahre alt ($SD = 5.17$), die Väter 44.75 Jahre ($SD = 5.75$). Tabelle 1 informiert über Bildungsabschlüsse und Umfang der Berufstätigkeit der Mütter und Väter.

Table 1: Höchster Bildungsabschluss und Umfang der Berufstätigkeit bei den untersuchten Müttern und Vätern

	Mütter	Väter
Höchster Bildungsabschluss		
kein (Fach-)Abitur	35.1% (n = 98)	33.0% (n = 92)
(Fach-)Abitur	20.8% (n = 58)	13.3% (n = 37)
(Fach-)Hochschulstudium	41.6% (n = 116)	51.2% (n = 143)
keine Angabe	2.5% (n = 7)	2.5% (n = 7)
Umfang Berufstätigkeit		
nicht berufstätig	23.3% (n = 65)	2.5% (n = 7)
stundenweise	7.9% (n = 22)	0.7% (n = 2)
Teilzeit	51.6% (n = 144)	6.8% (n = 19)
Vollzeit	14.7% (n = 41)	86.0% (n = 240)
keine Angabe	2.5% (n = 7)	3.9% (n = 11)

3.2 Instrumente

3.2.1 Mütterfragebogen

- *Soziodemographische Merkmale.* Neben Alter, Geschlecht und Klasse des Kindes, Anzahl der Kinder, die im Haushalt leben, und Familienstand und Alter der Mutter wurden ihr höchster Bildungsabschluss, der aktuell ausgeübte Beruf, das Arbeitsverhältnis und der Umfang der Berufstätigkeit (Vollzeit, Teilzeit, stundenweise Tätigkeit, nicht berufstätig) erfasst. Mithilfe der *European Socioeconomic Classification* (ESeC) – einem Schema, das Personen nach ihrer Bildung und Art ihres Beschäftigungsverhältnisses zehn verschiedenen Klassen zuordnet (z.B. höhere Professionen; Semi-Professionen; qualifizierte Büro-, Dienstleistungs- und Handelsberufe; Facharbeiter; s. Müller et al. 2006) – wurde die Variable ‚sozioökonomischer Status‘ gebildet. Zusätzlich wurde zwecks einer besseren Auswertbarkeit eine Dreiteilung des Bildungsniveaus (kein (Fach-)Abitur, (Fach-)Abitur, abgeschlossenes (Fach-)Hochschulstudium) sowie der beruflichen Tätigkeit vorgenommen (keine Tätigkeit, nicht-akademische Tätigkeit, akademische Tätigkeit). Die Interübereinstimmung betrug 95.9% (Niveau der beruflichen Tätigkeit) und 90.0% (ESeC-Klassifikation). Basis der Berechnung waren unabhängige Beurteilungen durch zwei Studierende der Psychologie.
- *Schulleistungen* des Kindes wurden durch die Zensuren auf dem letzten Zeugnis in Deutsch und Mathematik erfragt.
- Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wurde mit der Frage erhoben: „Falls Sie berufstätig sind: Wie beurteilen Sie Ihre Möglichkeiten, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren?“ (Ratingskala von 1 = „als sehr schlecht“ bis 6 = „als sehr gut“).
- Die *relative Aufgabenteilung* zwischen Mutter und Vater im Haushalt und bei kindbezogenen Aufgaben wurde mithilfe der „*Who Does It More?*“ *Measure* aus Hoffman/Youngblade (1999) erfasst, die – wie die weiteren ursprünglich amerikanischen Skalen (s.u.) – ins Deutsche übersetzt und durch Rückübersetzung ins Englische validiert wurde. Mit 48 Items wird die Verantwortlichkeit der Partner für die Erledigung ver-

schiedener Tätigkeiten im Haushalt und bei der Kindererziehung bzw. -betreuung auf einer 5-stufigen Ratingskala erfasst (1 = „Mutter – Partner nicht“, 2 = „Mutter meistens, aber Partner manchmal“, 3 = „Beide ziemlich gleich“, 4 = „Partner meistens, aber Mutter manchmal“, 5 = „Partner – Mutter nicht“). Den Autorinnen zufolge lassen sich die Items in sieben Dimensionen aufteilen: „Traditionelle Frauenaufgaben“ (z.B. „*Wer macht die Familienwäsche?*“), „Kindererziehungsaufgaben“ (z.B. „*Wer bringt die Kinder dazu, im Haushalt zu helfen?*“), „Funktionelle Interaktionen“ (z.B. „*Wer nimmt sie (d.h. die Kinder) mit zum Einkaufen?*“), „Finanzielles“ (z.B. „*Wer zahlt die monatlichen Rechnungen?*“), „Spielaktivitäten“ (z.B. „*Wer tobt mit den Kindern?*“), „Schulische und Bildungsaktivitäten“ (z.B. „*Wer erklärt den Kindern Dinge?*“) und „Fürsorge“ (z.B. „*Wer passt auf sie auf, wenn sie krank sind?*“) (für weitere Beispielitems s. Röhr-Sendlmeier et al. 2009). Aufgrund eigens durchgeführter Faktorenanalysen wurden hier in einer weiteren Skala traditionell „männliche“ Aufgaben (z.B. „*Wer mäht den Rasen und schaufelt Schnee?*“) gesondert berücksichtigt. Die internen Konsistenzen der Skala (Ausmaß des Zusammenhangs zwischen den Items einer Skala) liegen in der vorliegenden Untersuchung (nach Ausschluss von sieben Items mit Trennschärfen $< .30$) zwischen $\alpha = .613$ und $\alpha = .829$. Für das gesamte Instrument beträgt die interne Konsistenz $\alpha = .888$.

3.2.2 Väterfragebogen

- Soziodemographische Merkmale, Schulleistungen der Kinder und Vereinbarkeit von Beruf und Familie wurden wie im Mütter-Fragebogen erfasst.
- Das *Vaterschaftskonzept* wurde mit dem *Fragebogen zum Vaterschaftskonzept* (Fthenakis/Minsel 2002) untersucht. Die 29 Items bestehen aus verschiedenen kindbezogenen Aufgaben, die auf einer 5-stufigen Ratingskala dahingehend beurteilt werden, ob sie zu den Verantwortlichkeiten und Pflichten eines Vaters zählen, unabhängig davon, ob die Mutter diesen Aufgaben auch nachkommen sollte (1 = „*Das braucht ein Vater nicht zu tun*“ bis 5 = „*Das muss ein Vater unbedingt tun*“). In einer eigenen explorativen Faktorenanalyse konnten die von Fthenakis/Minsel (2002) gefundenen Dimensionen nur teilweise bestätigt werden. Insgesamt wurden sechs Faktoren mit einem Eigenwert über 1 ermittelt. Ausgewählt wurden die vier Faktoren, die deutlich über dem Eigenwertekriterium lagen und mindestens 5% Varianzaufklärung leisteten. Der erste Faktor „Sozialisierungsfunktion“ (9 Items) repräsentiert Aktivitäten des Vaters, die der Einführung des Kindes in eine Wissens- und Wertegemeinschaft einer Gesellschaft dienen (z.B. „*Dem Kind Wissen und Allgemeinbildung vermitteln*“; aufgeklärte Varianz (aV): 35.8%; interne Konsistenz $\alpha = .895$; Trennschärfen zwischen .50 und .73). Der zweite Faktor „Erziehungsfunktion“ (6 Items) zielt eher auf die Erziehung im engeren Sinne bzw. auf die Schaffung eines stabilen Elternhauses ab (z.B. „*Dafür sorgen, dass das Kind in einem harmonischen Elternhaus aufwächst*“; aV: 9.0%; $\alpha = .845$; Trennschärfen .55 bis .69). Der dritte Faktor „Versorgungsfunktion“ (5 Items) umfasst die Brotverdienerfunktion und Versorgungsaktivitäten wie die finanzielle Rücklagenbildung für das Kind und seine Versorgung mit Kleidung (z.B. „*Den Lebensunterhalt der Familie verdienen*“; aV: 6.2%; $\alpha = .791$; Trennschärfen .39 bis .71). Der vierte Faktor „Qualifizierungsfunktion“ (4 Items) bezieht sich auf die

- Sorge um die Ausbildung des Kindes (z.B. „Bei der Wahl eines Berufs oder Studienfachs helfen“; α_V : 5.0%; $\alpha = .818$; Trennschärfen .54 bis .76). Da die Reliabilitäten der neu gebildeten Skalen sehr zufriedenstellend sind, wurde mit den hier gefundenen Faktoren weitergearbeitet. Die interne Konsistenz beträgt für das Gesamtinstrument $\alpha = .927$. Die Items „Auf eine gesunde und ausgewogene Ernährung des Kindes achten“ und „Das Kind betreuen und beaufsichtigen“ bildeten den fünften Faktor, der aufgrund seines relativ niedrigen Eigenwerts und einer geringen Gesamtvarianzaufklärung nicht mehr extrahiert wurde. Der von Fthenakis/Minsel (2002) gefundene Faktor *Karriereverzicht* mit den Items „Den Beruf in der Zeit direkt nach der Geburt des Kindes zurückstellen“ und „Die eigene Berufskarriere zugunsten des Kindes zurückstellen“ konnte als eigenständiger Faktor repliziert werden, auch wenn dieser ebenfalls nicht mehr extrahiert wurde. Aus explorativem Interesse wurde er jedoch in der statistischen Auswertung mitberücksichtigt ($\alpha = .735$).
- Das *Geschlechtsrollenkonzept* wurde mit einem aus 13 Items bestehenden Instrument von Hoffman/Kloska (1995) erfasst. Auf der Basis der Daten von 577 Probanden waren zwei Faktoren gefunden worden: die geschlechtsbasierte Einstellung zu ehelichen Rollen (z.B. „Heutzutage sollten Männer und Frauen an Haushaltsaufgaben und Kindererziehung gleichmäßig teilhaben“) und die geschlechtsbasierte Einstellung zur Erziehung von Söhnen und Töchtern (z.B. „Es ist genauso wichtig, eine Tochter auf eine gute Arbeitsstelle hinzulenken, wie einen Sohn“). Eine eigene explorative Faktorenanalyse konnte die ursprüngliche Zweifaktorenlösung bis auf die Zuordnung eines Items vollständig replizieren. Die internen Konsistenzen betragen $\alpha = .886$ für die Einstellung zu ehelichen Rollen und $\alpha = .770$ für die Einstellung zur egalitären Erziehung von Söhnen und Töchtern. Die interne Konsistenz des Gesamtinstruments liegt bei $\alpha = .889$.
 - Die *Lebens- und Beziehungszufriedenheit* wurde mit den fünf Skalen „Arbeit und Beruf“, „Finanzielle Lage“, „Freizeit“, „Beziehung zu den eigenen Kindern“ und „Ehe und Partnerschaft“ aus dem *Fragebogen zur Lebenszufriedenheit* (FLZ) von Fahrenberg et al. (2000) erfasst, in denen jeweils sieben Items auf einer 7-stufigen Ratingskala beantwortet werden (1 = „sehr unzufrieden“ bis 7 = „sehr zufrieden“). In einer eigenen Faktorenanalyse ließen sich per Screeplot fünf Faktoren extrahieren und die Items bis auf vier Ausnahmen eindeutig den Faktoren zuordnen. Reliabilitätsanalysen der Skalen erbrachten gute bis sehr gute interne Konsistenzen (zwischen $\alpha = .849$ und $\alpha = .914$, insgesamt $\alpha = .940$). Zur Absicherung der Beziehungszufriedenheit wurde die Skala „Gemeinsamkeit/Kommunikation“ aus dem *Partnerschaftsfragebogen* von Hahlweg (1996) erhoben, die mit der Skala „Ehe und Partnerschaft“ aus dem FLZ mit $r = .717$ ($p < .001$) korrelierte. Die Skala besteht aus 10 Items, die kommunikative Aspekte und gemeinsam mit dem Partner/der Partnerin ausgeführte Aktivitäten beschreiben, die auf einer 4-stufigen Ratingskala (0 = „nie/sehr selten“ bis 3 = „sehr oft“) bearbeitet werden. Die Prüfung der internen Konsistenz der Skala ergab $\alpha = .875$.
 - Die Vater-Kind-Interaktion wurde mit 18 Items aus Hoffman/Youngblade (1999) erfasst. Zu verschiedenen Tätigkeiten (z.B. „Nur zum Spaß irgendwo hingegangen – wie in einen Film oder in einen Park?“; „Darüber gesprochen, was in der Schule passiert ist?“; „Zuneigung gezeigt – umarmt oder geküsst?“) wird auf einer 5-stufigen

Skala angegeben, wie häufig diese Aktivitäten in der letzten Woche gemeinsam mit dem Kind ausgeübt wurden (1 = „überhaupt nicht“, 2 = „einmal“, 3 = „zweimal“, 4 = „drei- oder viermal“, 5 = „mehr als viermal“). Eine eigene Faktorenanalyse ergab ein gegenüber den Dimensionen der amerikanischen Fassung abweichendes, jedoch nicht sinnvoll interpretierbares Ergebnis, weswegen (unter Ausschluss von zwei Items mit einer Trennschärfe $< .30$) lediglich eine Gesamt-Skala gebildet wurde, deren interne Konsistenz $\alpha = .875$ beträgt.

Eine Übersicht über die erhobenen Variablen bietet Tabelle 2.

Tabelle 2: Überblick über die erhobenen Variablen

Variable	Itemanzahl	Skala	Cronbachs α	Adressat
Soziodemographische Merkmale				Mutter, Vater
Alter, Geschlecht und Klasse des Kindes	jew. 1	–	–	
Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder	1	–	–	
Familienstand	1	–	–	
Alter	1	–	–	
Höchster Bildungsabschluss	1	–	–	
Aktuell ausgeübter Beruf	1	–	–	
Arbeitsverhältnis	1	–	–	
Umfang der Berufstätigkeit	1	–	–	
Schulleistungen des Kindes (Deutsch, Mathematik)	jew. 1	1-6	–	Mutter, Vater
Vereinbarkeit von Beruf und Familie	1	1-6	–	Mutter, Vater
Relative Aufgabenteilung	48	1-5	.888	Mutter
Vaterschaftskonzept	29	1-5	.927	Vater
Geschlechtsrollenkonzept	13	1-4	.889	Vater
Lebens- und Beziehungszufriedenheit	35	1-7	.940	Vater
Kommunikation in der Partnerschaft	10	0-3	.875	Vater
Vater-Kind-Interaktion	18	1-5	.875	Vater

3.3 Auswertung

Zur Unterschiedsprüfung wurden multivariate Varianzanalysen (MANOVA) mit Post-hoc-Scheffé- oder Tamhane-Tests bzw. multivariate Kovarianzanalysen (MANCOVA) berechnet. Für die Aufnahme als unabhängige Variable in die MANOVA wurde der sozioökonomische Status dichotomisiert, indem die ersten drei ESeC-Klassen zu Gruppe 1 (darunter höhere Professionen, qualifizierte Büro-, Dienstleistungs- und Handelsberufe) und die restlichen Kategorien zu Gruppe 2 (z.B. Inhaber von Kleinbetrieben, einfache Büro- und Handelsberufe, Facharbeiter, un- und angelernte Arbeiter, Nichterwerbstätige) zusammengefasst wurden. Zur Kontrolle möglicher Konfundierung von Geschlechtsrolleinstellung und Bildungsniveau bzw. sozioökonomischem Status wurde in Berechnungen zur Aufgabenübernahme das Geschlechtsrollenkonzept als Kovariate berücksichtigt.

Die Zusammenhangsprüfungen wurden mittels multipler Regression durchgeführt. Zwecks Multikollinearitätsüberprüfung wurden die Kennwerte Toleranz (T) und Variance Inflation Factor (VIF) herangezogen. Zur Ermittlung der wichtigsten Prädiktoren für die väterliche Aufgabenübernahme wurde die schrittweise Regression (Rückwärtstechnik) angewendet. Mittels bivariater und multipler Regression wurden Mediatoranalysen (Ba-

ron/Kenny 1986) berechnet. Gewählt wurde ein nominales α -Niveau von 0.05. Aufgrund der Vielzahl der durchgeführten Tests wurde zur Kontrolle der Alpha-Fehler-Kumulierung eine family-wise-Adjustierung mit Bonferroni-Korrektur durchgeführt.

4. Ergebnisse

4.1 Mütterliche Berufstätigkeit, väterliches Geschlechtsrollenkonzept und Aufgabenbeteiligung des Vaters

Es wurde erwartet, dass das väterliche Geschlechtsrollenkonzept und die Aufgabenbeteiligung umso egalitärer sind, je umfangreicher die Berufstätigkeit der Partnerin ist. Die signifikanten Ergebnisse der einfaktoriellen MANOVA zu den Unterschieden im Geschlechtsrollenkonzept in Abhängigkeit vom Umfang der mütterlichen Berufstätigkeit sind in Tabelle 3 wiedergegeben. Partner von Müttern, deren Erwerbstätigkeit relativ umfangreich war, wiesen egalitäre Einstellungen auf als Väter, deren Partnerinnen keiner Erwerbstätigkeit nachgingen oder dies nur sporadisch taten. Je umfangreicher die Berufstätigkeit der Partnerin war, desto mehr beteiligten sich Väter an traditionellen Frauenaufgaben und an funktionellen Interaktionen, aber weniger in finanziellen Belangen.

Tabelle 3: Signifikante Ergebnisse der einfaktoriellen MANOVAs zum Geschlechtsrollenkonzept und zur Aufgabenpartizipation des Vaters in Abhängigkeit vom Umfang der mütterlichen Berufstätigkeit (nach Bonferroni-Korrektur)

Skala	Berufstätigkeit				df ₁ /df ₂	F	p	η^2 partial
	Nein	SW	TZ	VZ				
Einstellung zu ehelichen Rollen ^a	2.96	2.90	3.27	3.25	3/267	7.299	.000	.076
Einstellung zur Erziehung von Söhnen und Töchtern ^a	3.50	3.51	3.70	3.57	3/267	4.728	.003	.050
Traditionelle Frauenaufgaben ^b	1.79	1.80	2.05	2.39	3/263	11.688	.000	.118
Funktionelle Interaktionen ^b	2.23	2.07	2.22	2.54	3/263	4.054	.008	.044
Finanzielles ^b	3.39	2.94	3.01	2.78	3/263	5.213	.002	.056

Anmerkungen. Die Spalte „Berufstätigkeit“ enthält die Mittelwerte. Nein = nicht berufstätig, SW = stundenweise Tätigkeit, TZ = Teilzeit-Tätigkeit, VZ = Vollzeit-Tätigkeit.

^aSkala von 1 (traditionell) bis 4 (egalitär), ^bSkala von 1 (Mutter – Partner nicht) bis 5 (Partner – Mutter nicht).

Post-hoc-Tests unter Berücksichtigung von Bonferroni-Korrekturen differenzierten die Befunden insofern, als bezogen auf die ehelichen Rolleneinstellungen nur der Einzelvergleich „nicht berufstätig vs. Teilzeit berufstätig“ seine Signifikanz beibehielt. Bezogen auf die Finanzen beteiligten sich Väter mit Teilzeit oder Vollzeit berufstätigen Partnerinnen weniger als Väter mit nichtberufstätigen Partnerinnen. Im Hinblick auf die funktionellen Interaktionen der Väter ließen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen

den Teilgruppen mit Partnerinnen unterschiedlich ausgeprägten Berufsumfangs finden. Alle Einzelvergleiche bezogen auf die traditionellen Frauenaufgaben waren (bis auf den Vergleich „nicht berufstätig vs. stundenweise berufstätig“) überzufällig.

Anschließend wurde überprüft, ob das Geschlechtsrollenkonzept zwischen dem Umfang der Berufstätigkeit und den Bereichen der Aufgabenpartizipation eine medierende Funktion ausübt. Aus den Abbildungen 2 und 3 wird deutlich, dass der Umfang der Berufstätigkeit der Mutter sowohl die väterliche Einstellung zu ehelichen Rollen als auch seine Teilnahme an traditionellen Frauenaufgaben (s. Abbildung 2) und an funktionellen Interaktionen (s. Abbildung 3) signifikant vorhersagt. Wird die Einstellung zu ehelichen Rollen ebenfalls als Prädiktor in die jeweilige multiple Regression aufgenommen, verringert sich jeweils das β -Gewicht der Berufstätigkeit. Während dieses für die traditionellen Frauenaufgaben signifikant bleibt, verliert es bezüglich der funktionellen Interaktionen das Signifikanzniveau. Im ersten Fall ist damit eine partielle, im zweiten Fall eine vollständige Mediation nachgewiesen.

Abbildung 2: Geschlechtsrollenkonzept des Vaters (Einstellung zu ehelichen Rollen) als Mediatorvariable des Zusammenhangs zwischen dem Umfang der mütterlichen Berufstätigkeit und der Beteiligung des Vaters an traditionellen Frauenaufgaben

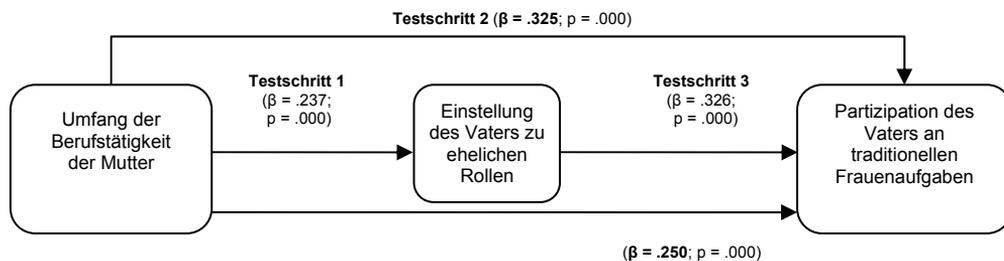
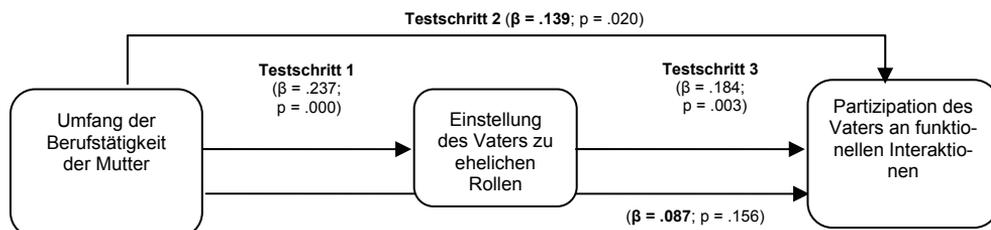


Abbildung 3: Geschlechtsrollenkonzept des Vaters (Einstellung zu ehelichen Rollen) als Mediatorvariable des Zusammenhangs zwischen dem Umfang der mütterlichen Berufstätigkeit und der Beteiligung des Vaters an funktionellen Interaktionen mit dem Kind



4.2 Sozioökonomischer Status, Vaterschaftskonzept, Lebenszufriedenheit und Aufgabenbeteiligung

Es sollte überprüft werden, inwiefern Bildungsniveau und sozioökonomischer Status mit der väterlichen Aufgabenpartizipation zusammenhängen. Außerdem wurde erwartet, dass die Lebenszufriedenheit des Vaters ein wichtiger Prädiktor für dessen Partizipation ist.

Die zweifaktorielle MANCOVA zur Überprüfung von Unterschieden in der Aufgabenpartizipation in Abhängigkeit von Bildungsniveau und sozioökonomischem Status erbrachte, dass Väter umso mehr traditionelle Männeraufgaben übernahmen, je niedriger ihr Bildungsabschluss war, auch wenn das Geschlechtsrollenkonzept kontrolliert wurde ($F_{(2, 215)} = 2.605, p = .016$). Bezüglich des sozioökonomischen Status (ebenfalls unter Berücksichtigung des Geschlechtsrollenkonzepts) zeigte sich, dass Väter mit einem geringeren sozioökonomischen Status weniger relative Partizipation an Spielaktivitäten mit ihrem Kind hatten als Väter mit höherem Status ($F_{(1, 215)} = 1.372, p = .017$).

Die signifikanten Ergebnisse der multiplen Regressionsanalysen zu Ermittlung der Prädiktoren für die einzelnen Bereiche der Aufgabenbeteiligung und für die Vater-Kind-Interaktion sind in Tabelle 4 wiedergegeben.

Wie der Tabelle entnommen werden kann, ist die vom Vater empfundene Vereinbarkeit von Beruf und Familie der häufigste signifikante Prädiktor für die Übernahme von Aufgaben im Haushalt und in der Kindererziehung. Je größer der Vater die Vereinbarkeit einschätzte, desto mehr beteiligte er sich an Aufgaben, die gemeinhin als „frauentypisch“ bezeichnet werden, und an solchen, die mit der Erziehung des Kindes in Verbindung stehen, an funktionellen Interaktionen, Bildungsaktivitäten und der Fürsorge für das Kind. Die empfundene Vereinbarkeit von Familie und Beruf klärt allein 12.3% der Varianz der Beteiligung in der Kindererziehung auf. Wenn es darum geht, die Partizipation an funktionellen Interaktionen vorherzusagen, muss der Karriereverzicht mitbeachtet werden. Beide Variablen stellten sich auch für die Beteiligung des Vaters an schulischen und Bildungsaktivitäten als signifikante Prädiktoren heraus, ergänzt durch die Zufriedenheit mit der finanziellen Situation. Bei der Vorhersage der Beteiligung an Fürsorgeaktivitäten ist neben der Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine erhöht bewertete Erziehungsfunktion wichtig. Die Vater-Kind-Interaktion wird durch die Zufriedenheit des Vaters mit der Beziehung zu seinen Kindern und durch die Kommunikation in der Partnerschaft signifikant vorhergesagt. Je ausgeprägter diese sind, desto mehr Interaktion zeigt der Vater mit seinem Kind. Immerhin 16.5% der Varianz der Beteiligung in diesem Aufgabenbereich werden durch die Lebenszufriedenheit des Vaters bezogen auf die Kinder und die Partnerin aufgeklärt. Für die Partizipation an finanziellen Angelegenheiten, traditionellen Männeraufgaben und an Spielaktivitäten ließen sich keine Prädiktoren ausfindig machen, die nach Bonferroni-Korrektur noch Signifikanz aufwiesen.

Tabelle 4: Signifikante Prädiktoren (nach Bonferroni-Korrektur) der multiplen Regressionen für Bereiche der väterlichen Aufgabenübernahme und für die Vater-Kind-Interaktion

Kriterium	Prädiktor	df ₁ /df ₂	T	VIF	β	p	Korr. R ²	
Traditionelle Frauenaufgaben	Vereinbarkeit	1/251	.958	1.044	.076	.178	.004	.065
Kindernerziehung	Vereinbarkeit	1/252	.964	1.037	.114	.291	.000	.123
Funktionelle Interaktion	Vereinbarkeit	1/251	.958	1.044	.087	.200	.001	
	Karriereverzicht	1/251	.956	1.046	.140	.242	.000	.119
Bildungsaktivitäten	Vereinbarkeit	1/251	.934	1.071	.077	.212	.000	
	Karriereverzicht	1/251	.962	1.039	.095	.197	.001	
	LZ Finanzielle Lage	1/251	.962	1.039	.085	.198	.001	.151
Fürsorge	Vereinbarkeit	1/251	.989	1.011	.064	.213	.001	
	Erziehungsfunktion	1/251	.710	1.408	.155	.202	.005	.066
Vater-Kind-Interaktion	LZ Beziehung zum Kind	1/252	.767	1.303	.224	.222	.001	
	Kommunikation mit Partnerin	1/252	.767	1.303	.394	.259	.000	.165

Anmerkungen. T = Toleranz, VIF = Variance Inflation Factor, LZ = Lebenszufriedenheit. – Korr. R²: bezogen auf die Regressionsanalyse je Kriterium – Die Bonferroni-Korrektur wurde auf der Basis der einzelnen Regressionsanalysen der Prädiktoren auf das jeweilige Kriterium berechnet.

4.3 Väterliche Aufgabenbeteiligung und Schulleistungen des Kindes

Es wurde postuliert, dass ein Zusammenhang zwischen dem Geschlechtsrollenkonzept bzw. der Zufriedenheit des Vaters mit den Schulleistungen des Kindes besteht und dass dieser Zusammenhang über die Aufgabenbeteiligung des Vaters vermittelt wird.

Um die Aufgabenpartizipation des Vaters im Zusammenhang mit dem Geschlechtsrollenkonzept des Vaters in ihrer Bedeutung für die Schulleistungen des Kindes bewerten zu können, wurden die entsprechenden Variablen zunächst korrelationsstatistisch analysiert. Die signifikanten Ergebnisse sind in Tabelle 5 zusammengefasst.

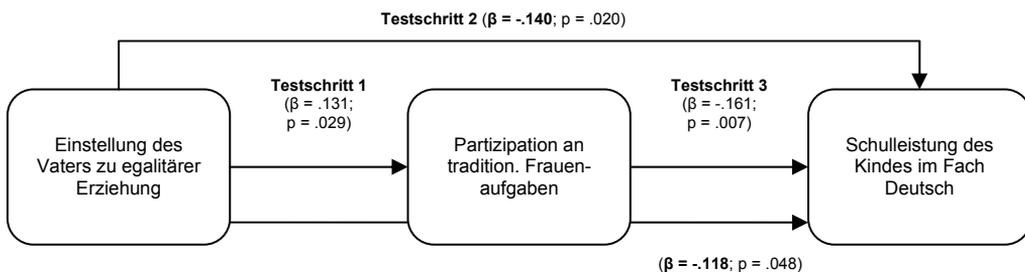
Tabelle 5: Signifikante Produkt-Moment-Korrelationen zwischen dem Geschlechtsrollenkonzept des Vaters sowie den Noten des Kindes auf dem letzten Zeugnis und der väterlichen Aufgabenübernahme und der Vater-Kind-Interaktion

	Einstellung zu ehelichen Rollen ^d	Einstellung zur Erziehung von Söhnen und Töchtern ^d	Deutsch-note	Mathematik-note
Traditionelle Frauenaufgaben ^a	.388 ***	.131 *	-.174 **	–
Kindererziehung ^a	.269 ***	.172 **	–	–
Funktionelle Interaktionen ^a	.205 ***	–	–	–
Spielaktivitäten ^a	.105 *	.136 *	–	–
Schulische u. Bildungsaktivitäten ^a	.212 ***	–	–	-.112 *
Fürsorge ^a	.222 ***	.180 **	–	-.122 *
Vater-Kind-Interaktion ^b	–	–	–	-.146 **
Deutschnote ^c	-.211 **	-.140 *	–	–
Mathematiknote ^c	–	-.136 *	.476 ***	–

Anmerkungen. Hohe Werte im Geschlechtsrollenkonzept bedeuten eine egalitäre Einstellung. * $p_e < .05$, ** $p < .01$, *** $p < .001$. ^aSkala von 1 (Mutter – Partner nicht) bis 5 (Partner – Mutter nicht), ^bSkala von 1 (überhaupt nicht) bis 5 (mehr als viermal), ^cSkala von 1 (sehr gut) bis 6 (ungenügend), ^dSkala von 1 (traditionell) bis 4 (egalitär).

Bei der Prüfung auf Mediation wurde lediglich ein signifikanter Mediatoreffekt gefunden: Die geschlechtsbasierte Einstellung gegenüber einer egalitären Erziehung von Söhnen und Töchtern korrelierte mit der Übernahme von traditionellen Frauenaufgaben, welche wiederum mit den Schulleistungen des Kindes im Fach Deutsch zusammenhing (s. Abbildung 4). Die Erziehungseinstellung korrelierte jedoch auch direkt mit den Schulleistungen, so dass von einer partiellen Mediation ausgegangen werden muss.

Abbildung 4: Partizipation des Vaters an traditionellen Frauenaufgaben als Mediatorvariable des Zusammenhangs zwischen dem väterlichen Geschlechtsrollenkonzept (Einstellung zur Erziehung) und der Schulleistung seines Kindes im Fach Deutsch



Die signifikanten Ergebnisse der Korrelationsanalysen mit Variablen der Lebenszufriedenheit des Vaters und den Schulnoten des Kindes sind in Tabelle 6 wiedergegeben.

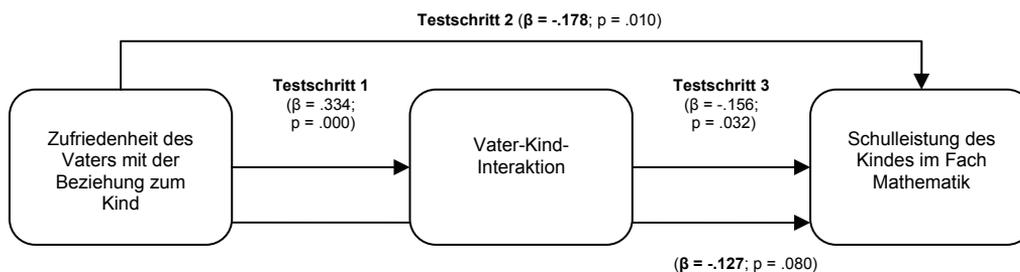
Tabelle 6: Signifikante Produkt-Moment-Korrelationen zwischen den Noten des Kindes in Deutsch und Mathematik auf dem letzten Zeugnis und den festgestellten Prädiktoren für die väterliche Aufgabenübernahme und die Vater-Kind-Interaktion

	Deutschnote ^c	Mathematiknote ^c
LZ Finanzielle Lage ^a	-.155 **	–
LZ Beziehung zu eigenen Kindern ^a	-.186 **	-.183 **
Kommunikation mit Partnerin ^b	-.118 *	–

Anmerkungen. LZ = Lebenszufriedenheit. * $p_{\text{einseitig}} < .05$, ** $p_{\text{einseitig}} < .01$. ^aSkala von 1 (sehr unzufrieden) bis 7 (sehr zufrieden), ^bSkala von 0 (nie/sehr selten) bis 3 (sehr oft), ^cSkala von 1 (sehr gut) bis 6 (ungenügend).

Die durchgeführte Mediatoranalyse für die interkorrelierenden Variablen Zufriedenheit mit der Beziehung zum eigenen Kind, Vater-Kind-Interaktion (s. Tabellen 5 u. 6) und Mathematiknote erbrachte für die Gesamtstichprobe kein signifikantes Ergebnis (auch nicht differenziert nach Klasse und Geschlecht des Kindes). Teilte man die Stichprobe nach der Berufstätigkeit der Mutter auf, ergab sich für Familien mit nichtberufstätiger Mutter wiederum kein Effekt. Jedoch wurde in Familien mit berufstätiger Mutter die Zufriedenheit des Vaters mit der Beziehung zu seinen Kindern vollständig durch die Vater-Kind-Interaktion mediiert (siehe Abbildung 5).

Abbildung 5: Häufigkeit der Vater-Kind-Interaktion als Mediatorvariable des Zusammenhangs zwischen der Zufriedenheit mit der Beziehung zum eigenen Kind und der Schulleistung des Kindes im Fach Mathematik in Familien mit berufstätiger Mutter



Der Umfang der mütterlichen Berufstätigkeit an sich wies weder negative noch positive Zusammenhänge mit den Schulleistungen auf. Von Bedeutung scheint jedoch das Professionsniveau des von der Mutter ausgeübten Berufs zu sein: Kinder von Müttern mit akademischer Tätigkeit hatten bessere Noten in Deutsch als Kinder von Müttern ohne Tätigkeit und mit nicht-akademischer Tätigkeit ($F_{(2, 261)} = 10.691$, $p < .001$). Bezüglich der Mathematiknote zeigte sich ebenfalls ein signifikanter Unterschied im Einzelvergleich zugunsten der Kinder von akademisch tätigen Mütter gegenüber den Kindern von Müttern, die nicht berufstätig waren ($F_{(2, 261)} = 4.773$, $p < .01$). Ähnliches konnte für die Väter ermittelt werden: Akademisch tätige Väter hatten Kinder, die sowohl bessere Noten in Deutsch ($F_{(2, 246)} = 10.251$, $p < .001$) als auch in Mathematik erreichten ($F_{(2, 246)} = 5.592$, $p = .004$).

5 Diskussion

5.1 Zusammenfassung und Interpretation der Ergebnisse

Das Anliegen der Studie war es, genaueren Aufschluss über die Bedeutung der Geschlechtsrollenkonzepte, der Lebenszufriedenheit und Aufgabenpartizipation von Vätern vor dem Hintergrund mütterlicher Berufstätigkeit und im Hinblick auf die Schulleistungen des Kindes zu erhalten. Dabei waren auch das Vaterschaftskonzept, das Bildungsniveau bzw. der sozioökonomische Status des Vaters sowie Merkmale des Kindes und der Partnerschaft zu beachten. Es wurden 279 Dyaden von Vätern und Müttern mit Kindern in 3., 6. und 9. Klassen von Grund- und Gesamtschulen und Gymnasien befragt. Die postulierten Zusammenhänge konnten in großen Teilen bestätigt werden.

5.1.1 Berufstätigkeit der Partnerin, Rollenkonzept und Aufgabenpartizipation

Väter, deren Partnerinnen in größerem Umfang berufstätig waren, hatten egalitäre Einstellungen bezüglich ehelicher Rollen und der Erziehung von Söhnen und Töchtern als Väter, deren Partnerinnen nicht oder nur geringfügig berufstätig waren. Dies repliziert die Ergebnisse von Hoffman/Youngblade (1999). Mit steigendem Umfang der Berufstätigkeit der Partnerin engagierten sich Väter mehr bei familiären Aufgaben; allerdings konnte dies hier nur bezüglich der traditionellen Frauenaufgaben und für die funktionellen Interaktionen bestätigt werden. In einer ergänzenden Studie mit weiteren 985 Familien zeigte sich jedoch, dass Väter umso mehr in Vater-Kind-Interaktionen im Sinne zielgerichteter Kindererziehung involviert waren, je umfangreicher die Berufstätigkeit ihrer Partnerin war (Röhr-Sendlmeier/Jöris/Bergold/Cummings/Johannen/Heim 2011). In der vorliegenden Studie verringerte sich das Engagement der Väter in finanziellen Angelegenheiten mit steigendem Umfang der mütterlichen Berufstätigkeit; dies ist durchaus plausibel, da eine nichtberufstätige oder nur geringfügig berufstätige Mutter nicht in demselben Maß zum Haushaltseinkommen beitragen kann wie eine in größerem Umfang berufstätige Mutter. Diese Ergebnisse entsprechen weitgehend dem aktuellen Forschungsstand (z.B. Lamb, 2000; Fthenakis/Minsel, 2002; Peitz, 2006; Allen/Daly, 2007; Textor, 2008; Wengler et al., 2008). Dass sich Unterschiede im väterlichen Engagement nicht auch in den anderen Skalen zeigten, könnte damit zusammenhängen, dass 86% der erhobenen Väter Vollzeit berufstätig waren und selbst ein so hohes Maß an beruflichem Engagement aufwiesen, dass die mütterliche Berufstätigkeit keinen Effekt mehr auf ihre Partizipation bei diesen Familien auszuüben vermochte (vgl. Fthenakis/Minsel 2002; Peitz 2006).

Der Zusammenhang zwischen mütterlicher Berufstätigkeit und der väterlichen Partizipation an traditionellen Frauenaufgaben wurde partiell durch die geschlechtsbasierte Einstellung des Vaters gegenüber ehelichen Rollen vermittelt. Der Zusammenhang zwischen der Berufstätigkeit der Mutter und der Teilnahme an funktionellen Interaktionen wurde durch die Einstellung gegenüber ehelichen Rollen sogar vollständig mediiert. Für die Einstellung des Vaters zur Erziehung von Söhnen und Töchtern konnte keine Mediatorfunktion für die Übernahme von familiären Aufgaben nachgewiesen werden. Prinzipiell konnten also die Befunde von Hoffman/Youngblade (1999) auch hier bestätigt werden. Die Ergebnisse verweisen auf die herausragende Bedeutung, die egalitären Rollen-

vorstellungen in der Partnerschaft zusammen mit tatsächlich (weitgehend) egalitär gelebten Berufsrollen zukommt, wenn es um die gemeinsame Bewältigung der anfallenden Aufgaben im Haushalt und in der Betreuung der Kinder geht.

Bezogen auf Bildungs- und Statusaspekte zeigten sich zwei Effekte trotz Herauspatisierung des Geschlechtsrollenkonzepts des Vaters: Zum einen beteiligten sich Väter mit geringerer Bildung mehr an traditionellen Männeraufgaben als Väter mit höherer Bildung. Möglicherweise spielt hier das Geschlechtsrollenkonzept der Mutter eine wichtige Rolle, gerade weil es sich um *relative* Anteile bei der Aufgabenerledigung handelte. Mütter mit einer traditionellen Einstellung überlassen die Übernahme traditioneller Männeraufgaben vermutlich eher ihrem Partner, so dass dessen relative Teilnahme in diesem Bereich höher ist (Hoffman/Youngblade 1999; Kalicki et al. 1999; Fthenakis/Minsel 2002; Herlth 2002; Kalicki 2006; Allen/Daly 2007; Volz 2007). Zum anderen zeigten Väter mit niedrigem sozioökonomischem Status geringere Partizipation an Spielaktivitäten als Väter mit höherem sozioökonomischem Status, was den Befunden der meisten zu diesem Thema durchgeführten Studien entspricht (s. u.a. Volling/Belsky 1991; Nettle 2008; Wengler et al. 2008).

5.1.2 Lebenszufriedenheit und Aufgabenpartizipation des Vaters

Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erwies sich als der gewichtigste Prädiktor väterlicher Aufgabenbeteiligung. Sie sagte die Beteiligung des Vaters an traditionellen Frauenaufgaben, Kindererziehungsaufgaben, funktionellen Interaktionen, schulischen und Bildungsaktivitäten und an der Fürsorge vorher. Eine geringe Vereinbarkeit resultiert demnach nicht aus der vermehrten Beteiligung an familiären Aufgaben bei gleichzeitigem beruflichen Engagement, sondern eine als gut empfundene Vereinbarkeit scheint es erst zu ermöglichen, dass Väter sich neben ihrem Beruf auch bei haushalts- und kindbezogenen Aufgaben engagieren. Dies stimmt mit den Befunden von Fthenakis/Minsel (2002) sowie Volling/Belsky (1991) überein und bestätigt die hohe Bedeutung eines als gering empfundenen Konflikts zwischen Arbeits- und Familienleben (Krüger 2010; Berger 2011). Weiter erwiesen sich die Zufriedenheit mit der finanziellen Situation, mit der Kommunikation in der Partnerschaft und mit der Beziehung zum eigenen Kind als relevant – erstere für die Bildungsaktivitäten mit dem Kind, die beiden letzteren für das Ausmaß der Vater-Kind-Interaktion. Die Lebenszufriedenheit des Vaters unterschied sich nicht danach, ob die Partnerin berufstätig war oder nicht. In einer Studie mit weiteren 505 Familien war ebenfalls die Lebenszufriedenheit des Vaters ein signifikanter Prädiktor für seine Beteiligung bei Aufgaben zielgerichteter Kindererziehung und war wiederum unabhängig von der Berufstätigkeit der Mutter (Röhr-Sendlmeier et al. 2011). Von den Facetten des Vaterschaftskonzepts spielen die Erziehungsfunktion und der Karriereverzicht eine wichtige Rolle für die Beteiligung an der Fürsorge bzw. an funktionellen Interaktionen sowie an schulischen und Bildungsaktivitäten. Die Facetten Sozialisation, Versorgung und Qualifizierung scheinen dagegen kaum Bedeutung für die Aufgabenbeteiligung des Vaters und die Vater-Kind-Interaktion zu besitzen.

5.1.3 Familiärer Kontext und Schulleistungen der Kinder

Zur Bedeutung der väterlichen Partizipation für die Schulleistungen vor dem Hintergrund seiner Rollenkonzepte und seiner Lebenszufriedenheit konnten zwei Mediationseffekte nachgewiesen werden: Zum einen vermittelte die Teilnahme des Vaters an traditionellen Frauenaufgaben partiell zwischen seiner Einstellung zu einer egalitären Erziehung von Söhnen und Töchtern und den Schulleistungen des Kindes im Unterrichtsfach Deutsch; zum anderen zeigte sich die Vater-Kind-Interaktion als vollständiger Mediator zwischen der Zufriedenheit des Vaters mit der Beziehung zu seinen Kindern und den Schulleistungen des Kindes im Schulfach Mathematik, dies allerdings nur, wenn die Mutter berufstätig war. Der erstgenannte Mediationseffekt steht in Einklang mit der Feststellung Fthenakis' (1985), dass Väter mit einem egalitären Geschlechterrollenkonzept sich stärker um die Förderung der intellektuellen Fähigkeiten ihrer Kinder kümmern. Hoffman/Youngblade (1999) berichteten zudem, dass eine egalitäre Sichtweise der Eltern sich besonders auf die Schulleistungen der Töchter im Grundschulalter auswirke, da diese vermittelt bekämen, dass ein Mädchen/eine Frau auch durchaus in „männlichen“ Bereichen erfolgreich sein kann. In der Studie von Röhr-Sendlmeier et al. (2009) wurde festgestellt, dass eine egalitäre Einstellung der Mutter zur Erziehung positiv mit den Rollenvorstellungen ihrer Söhne korrelierte und dass diese als Mediator für die Schulleistungen im als typisch „weiblich“ angesehenen Umgang mit Sprache fungierten. In der vorliegenden Studie konnte nun bestätigend und ergänzend gefunden werden, dass auch die Einstellung des Vaters zur Erziehung, teilweise vermittelt über dessen Teilnahme an traditionellen Frauenaufgaben, relevant für die Schulleistungen in Deutsch ist, und zwar für Jungen *und* Mädchen sowie nicht nur für Grundschüler, sondern auch für ältere Schüler. Der Bruch traditioneller Rollenvorstellungen im Elternhaus scheint zu erhöhtem Interesse und verstärkten Lernaktivitäten der Kinder im entsprechenden Bereich zu führen. Ähnliches ist aus dem Bereich des musikalischen Lernens bereits bekannt (vgl. Oerter 2005). Der Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit mit der Beziehung zum eigenen Kind, der Vater-Kind-Interaktion und den Schulleistungen in Mathematik in Familien mit berufstätiger Mutter weist darauf hin, dass das Engagement des Vaters in Familien mit berufstätiger Mutter einen größeren und/oder andersartigen Einfluss auf die Schulleistungen des Kindes hat als in Familien, in denen die Mutter ausschließlich Hausfrau ist. Zwar blieb die mütterliche Berufstätigkeit in dieser Studie als Einzelfaktum ohne Effekt auf die Schulleistungen; jedoch erwies sich wie in anderen neueren Studien (Röhr-Sendlmeier 2009; Müller-Günther 2010; Röhr-Sendlmeier/Kröger 2011) das Professionsniveau der mütterlichen Berufstätigkeit als bedeutsam: Im Zusammenspiel mit dem väterlichen Engagement in der Familie und seiner beruflichen Qualifikation werden den Kindern durch eine Mutter, die gut ausgebildet und in einem anspruchsvollen Beruf tätig ist, in besonderem Maße angereicherte Sozialisationsbedingungen geboten, denen – neben genetischen Faktoren – beim Zustandekommen von Schulleistungen eine gewichtige Rolle zukommt.

5.2 Limitationen und Ausblick

Es ist auf einige Einschränkungen hinzuweisen, denen diese Studie unterliegt: Die Ergebnisse wurden aus einem Querschnitts- bzw. Ex-post-facto-Design gewonnen, welches keine gesicherten Aussagen über Kausalitätsbeziehungen erlaubt. Zwar wurde versucht, durch Mediatoranalysen erste Hinweise auf kausale Wirkungen zu erhalten; diese müssten zukünftig jedoch z.B. in prospektiven Längsschnittstudien untersucht werden. Der ausschließliche Einsatz der Fragebogenmethode führte dazu, dass Verhaltensdaten bezüglich der Aufgabenübernahme und Vater-Kind-Interaktion nur mittelbar erfasst werden konnten. Fragebogendaten liefern keine Informationen über tatsächlich gezeigtes Verhalten. Besonders vor diesem Hintergrund ist kritisch anzumerken, dass die relative Aufgabenteilung nur von den Müttern erfragt wurde. Es wäre optimal gewesen, diese auch von den Vätern zu erfragen und anschließend beide Angaben zu vergleichen und ggf. einen Mittelwert zu bilden. Allerdings erreichte der Väter-Fragebogen bereits einen beträchtlichen Umfang, weshalb darauf verzichtet werden musste. Die Gefahr von Verfälschungstendenzen ist trotz der Anonymitätssicherung gegeben. Jedoch wäre der Einsatz von Verfahren, die implizite Verhaltensdaten liefern, weit aufwändiger gewesen. Da die Erhebung auf freiwilliger Basis erfolgte, können systematische Selbstselektionseffekte nicht ausgeschlossen werden. Die Stichprobe umfasste zwar verschiedene Jahrgangsstufen aus unterschiedlichen Schultypen im suburbanen und urbanen Raum; dennoch kann eine Generalisierung auf die Grundgesamtheit nicht vorgenommen werden, zumal in der vorliegenden Stichprobe Eltern mit akademischer Ausbildung überrepräsentiert waren, welche in der Regel über höhere ökonomische, kulturelle und soziale Ressourcen verfügen, die dem Bildungserfolg der Kinder zuträglich sind (Bos et al. 2010). Gezielte Stadt-Land-Vergleiche zur mütterlichen Berufstätigkeit in weiteren Studien mit über 800 Familien mit Kindern unterschiedlicher Altersstufen ergaben allerdings keinerlei regionale Effekte (Johann 2009; Petzold 2010). Weiterhin konnten Variablen bislang nicht berücksichtigt werden, die ebenfalls relevant für die Fragestellungen gewesen wären. Persönlichkeitsmerkmale des Vaters und des Kindes hätten ergänzt werden können, ebenso wie eine stärkere Differenzierung im Hinblick auf die Rolle und Persönlichkeit der Mutter und bestehende soziale Vernetzungen, um sich einer möglichst vollständigen Beschreibung und Erklärung des komplexen Systems Familie weiter anzunähern.

Die gefundenen Ergebnisse zeigen aber bereits deutlich: Will man das familiäre Engagement von Vätern erhöhen, sollten vor allem entstehende Konflikte zwischen Familie und Beruf beachtet und die Vereinbarkeit gefördert werden. Dies könnte durch flexiblere Arbeitszeiten und -plätze gelingen, aber auch durch die Beseitigung geschlechtsspezifischer Einkommensunterschiede, damit sich traditionelle Aufgabenmuster nach der Geburt des Kindes nicht gegen den Willen der Eltern verfestigen (Kalicki et al. 1999; Kalicki 2006; Fthenakis 2006; Wengler et al. 2008). Da gerade Väter mit einem hohen Professionsniveau zu wenig Zeit für familiäre Aufgaben haben, muss über anspruchsvolle Teilzeittätigkeiten nachgedacht werden. Positive Erfahrungen wurden hierzu in skandinavischen Ländern oder den Niederlanden gesammelt (Gesterkamp 2007). Neben den Vätern und den Kindern würden auch die Mütter durch vielfältigere berufliche Entfaltungsmöglichkeiten profitieren. Vorteile würden auf lange Sicht auch die Arbeitgeber ziehen: In der Familienarbeit werden Kompetenzen (z.B. „Manager“-Fähigkeiten) erworben, die im Er-

werbsleben von großer Bedeutung sind und bei deren Beherrschung mit weniger Fehlzeiten, Verspätungen und besseren Arbeitsleistungen zu rechnen ist (Levine/Pittinsky 2002; Kreichauf 2006). Ziel sollte allerdings nicht sein, das Modell der „neuen“ Väter als einzig zulässiges zu propagieren, sondern Eltern eine Wahlmöglichkeit zwischen verschiedenen, realisierbaren Lebensmodellen zu ermöglichen, damit das gewünschte Modell im Alltag umgesetzt werden kann. Die Kongruenz von gewünschtem und realisiertem Lebensmodell konnte in neueren Untersuchungen (Heim 2009; Johannes 2009; Martin 2009; Rahman 2009; Krüger 2010; Berger 2011) als äußerst förderlich für die Lebenszufriedenheit der Eltern ebenso wie für die Entwicklung der Kinder bestätigt werden.

Literatur

- Allen, S. & Daly, K. (2007). *The effects of father involvement: An updated research summary of the evidence*. www.fira.ca/cms/documents/29/Effects_of_Father_Involvement.pdf [Stand: 2009-04-05].
- Almeida, D. M., Maggs, J. L. & Galambos, N. L. (1993). Wives' employment hours and spousal participation in family work. *Journal of Family Psychology, 7*, S. 233-244.
- Baron, R. M. & Kenny, D. A. (1986). The moderator-mediator variable distinction in social psychological research: Conceptual, strategic, and statistical considerations. *Journal of Personality and Social Psychology, 51*, S. 1173-1182.
- Berger, H. (2011). *Berufstätigkeit, Zufriedenheit und Leistungsmotivation: Ein Vergleich von Eltern mit kinderlosen Erwerbstätigen*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (Diplomarbeit).
- Blanchard, R. W. & Biller, H. B. (1971). Father availability and academic performance among third-grade boys. *Developmental Psychology, 4*, S. 301-305.
- Bos, W., Stubbe, T. C. & Buddeberg, M. (2010). Gibt es eine armutsbedingte Bildungsbenachteiligung? Die Operationalisierung verschiedener Indikatoren der sozialen Herkunft in der empirischen Bildungsforschung. In: Rost, D. (Hrsg.), *Intelligenz, Hochbegabung, Vorschulerziehung, Bildungsbenachteiligung*. Münster: Waxmann, S. 165-208.
- Burdorf, A. (2009). *Auswirkungen mütterlicher Berufstätigkeit auf den Schulerfolg von RealschülerInnen*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (Diplomarbeit).
- Campbell, J. L. & Snow, B. M. (1992). Gender role conflict and family environment as predictors of men's marital satisfaction. *Journal of Family Psychology, 6*, S. 84-87.
- Fahrenberg, J., Myrtek, M., Schumacher, J. & Brähler, E. (2000). *Fragebogen zur Lebenszufriedenheit*. Göttingen: Hogrefe.
- Feldman, S. S., Wentzel, K. R., Weinberger, D. A. & Munson, J. A. (1990). Marital satisfaction of parents of preadolescent boys and its relationship to family and child functioning. *Journal of Family Psychology, 4*, S. 213-234.
- Flouri, E. & Buchanan, A. (2004). Early father's and mother's involvement and child's later educational outcomes. *British Journal of Educational Psychology, 74*, S. 141-153.
- Fthenakis, W. E. (1985). *Väter. Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. Band 1*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Fthenakis, W. E. (1999a). Der Vater in der Familie. In: LBS-Initiative Junge Familie (Hrsg.), *Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie*. Opladen: Leske + Budrich, S. 41-54, S. 60-69, S. 96-122, S. 125-129.
- Fthenakis, W. E. (1999b). Der Vater und sein Kind in verschiedenen Altersstufen – Verändern sich mit dem Alter des Kindes Form und Umfang väterlichen Engagements? In: LBS-Initiative Junge Familie (Hrsg.), *Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie*. Opladen: Leske + Budrich, S. 131-178.
- Fthenakis, W. E. (2006). Zusammenfassende Thesen: Impulse für eine innovative Familienpolitik. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), *Facetten der Vaterschaft –*

- Perspektiven einer innovativen Väterpolitik*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, S. 242-248.
- Fthenakis, W. E. & Minsel, B. (2002). *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 213).
- Gesterkamp, T. (2007). Väter zwischen Laptop und Wickeltisch. In: Mühling, T. & Rost, H. (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 97-113.
- Goldberg, W. A., Prause, J., Lucas-Thompson, R. & Himsel, A. (2008). Maternal employment and children's achievement in context: A meta-analysis of four decades of research. *Psychological Bulletin*, 134, S. 77-108.
- Grossman, F. K., Pollack, W. S. & Golding, E. (1988). Fathers and children: Predicting the quality and quantity of fathering. *Developmental Psychology*, 24, S. 82-91.
- Grunow, D. (2007). Wandel der Geschlechterrollen und Väterhandeln im Alltag. In: T. Mühling, T. & Rost, H. (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 49-76.
- Hahlweg, K. (1996). *Fragebogen zur Partnerschaftsdiagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Heim, K. (2009). *Auswirkungen mütterlicher Berufstätigkeit auf ihr Wohlbefinden und auf die sozial-emotionalen Kompetenzen ihrer Kinder*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (Diplomarbeit).
- Herlth, A. (2002). Ressourcen der Vaterrolle. Familiäre Bedingungen der Vater-Kind-Beziehung. In: Walter, H. (Hrsg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 585-608.
- Heuser, K. (2010). *Mütterliche Berufstätigkeit und Bedingungsfaktoren für Schulerfolg – ein Vergleich zwischen verschiedenen Schulformen*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (Diplomarbeit).
- Hoffman, L. W. & Kloska, D. D. (1995). Parents' gender-based attitudes toward marital roles and child rearing: Development and validation of new measures. *Sex Roles*, 32, S. 273-295.
- Hoffman, L. W. (1989). Effects of maternal employment in the two-parent family. *American Psychologist*, 44, S. 283-292.
- Hoffman, L. W. & Youngblade, L. M. (1999). *Mothers at work. Effects on children's well-being*. New York: Cambridge University Press.
- Johannen, E. (2009). *Das Wohlbefinden berufstätiger Mütter und die sozioemotionale Entwicklung ihrer Kinder im Stadt-Land-Vergleich*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (Diplomarbeit).
- Kalicki, B. (2006). Von der Vaterforschung zur Familienpolitik. Väter in der öffentlichen Debatte. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), *Facetten der Vaterschaft – Perspektiven einer innovativen Väterpolitik*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, S. 190-198.
- Kalicki, B., Peitz, G., Fthenakis, W. E. & Engfer, A. (1999). Der Übergang zur Vaterschaft: Erkenntnisse aus der LBS-Familienstudie. In: LBS-Initiative Junge Familie (Hrsg.), *Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie*. Opladen: Leske + Budrich, S. 70-95.
- Kirchler, E. & Venus, M. (2000). Zwischen Beruf und Familie: Gerechtigkeit und Zufriedenheit mit der Aufteilung der Arbeit zu Hause. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 31, S. 113-123.
- Kreichauf, S. (2006). Vereinbarkeit. Der Konflikt zwischen Vaterschaft und Beruf. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), *Facetten der Vaterschaft – Perspektiven einer innovativen Väterpolitik*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, S. 186-189.
- Krüger, M. (2010). *Schuldgefühle bei berufstätigen Müttern und ihren Partnern*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (Diplomarbeit).
- Lamb, M. E. (2000). The history of research on father involvement: An overview. *Marriage and Family Review*, 29, S. 23-42.

- Levine, J. A. & Pittinsky, T. L. (2002). Vaterschaft und Erwerbstätigkeit. In: Fthenakis, W. E. & Textor, M. R. (Hrsg.), *Mutterschaft, Vaterschaft*. Weinheim: Beltz, S. 110-117.
- Livingston, B. A. & Judge, T. A. (2008). Emotional responses to work-family-conflict: An examination of gender role orientation among working men and women. *Journal of Applied Psychology*, 93, S. 207-216.
- Lucas-Thompson, R. G., Goldberg, W. A. & Prause, J. (2010). Maternal work early in the lives of children and its distal associations with achievement and behavior problems: A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 136, S. 915-942.
- Martin, D. (2009). *Die Entwicklung von Grundschulern mit Verdacht auf Hochbegabung*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (Diplomarbeit).
- Mühling, T. (2007). Wie verbringen Väter ihre Zeit? – Männer zwischen „Zeitnot“ und „Qualitätszeit“. In: Mühling, T. & Rost, H. (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 115-160.
- Mühling, T. & Rost, H. (2011). Der Weg zurück – Berufsrückkehr nach der „Babypause“. In: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb) (Hrsg.), *Jahresbericht 2010*. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung, S. 29-32.
- Müller, W., Wirth, H., Bauer, G., Pollak, R. & Weiss, W. (2006). ESeC-Kurzbericht zur Validierung und Operationalisierung einer Europäischen Sozioökonomischen Klassifikation. *ZUMA-Nachrichten*, 59, S. 111-119.
- Müller-Günther, M. (2010). *Rahmenbedingungen des Lernens bei begabten Kindern*. Bonn: Universität Bonn (Dissertation). <http://hss.ulb.uni-bonn.de/2010/2274/2274.pdf> [Stand: 2011-09-16].
- Nettle, D. (2008). Why do some dads get more involved than others? Evidence from a large British cohort. *Evolution and Human Behavior*, 29, S. 416-423.
- Nickel, H. & Köcher, E. (1986). Väter von Säuglingen und Kleinkindern. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 33, S. 171-184.
- Niggli, A., Trautwein, U., Schnyder, I., Lüdtke, O. & Neumann, M. (2007). Elterliche Unterstützung kann hilfreich sein, aber Einmischung schadet: Familiärer Hintergrund, elterliches Hausaufgabenengagement und Leistungsentwicklung. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 54, S. 4-14.
- Oerter, R. (2005). Musikalische Begabung. In: Oerter, R. & Stoffer, T. H. (Hrsg.), *Musikpsychologie (Band 2). Spezielle Musikpsychologie. Enzyklopädie der Psychologie*. Göttingen: Hogrefe, S. 207-243.
- Peitz, G. (2006). Bedingungen und Dynamiken der Ausgestaltung der Vaterrolle. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), *Facetten der Vaterschaft – Perspektiven einer innovativen Väterpolitik*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, S. 163-173.
- Perry-Jenkins, M. & Crouter, A. C. (1990). Men's provider-role attitudes. Implications for household work and marital satisfaction. *Journal of Family Issues*, 11, S. 136-156.
- Petzold, C. (2010). *Persönlichkeitsmerkmale von berufstätigen und nichtberufstätigen Müttern*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (Diplomarbeit).
- Pleck, J. H. & Masciadrelli, B. P. (2003). Paternal involvement by U.S. residential fathers: Levels, sources, and consequences. In: Lamb, M. E. (Hrsg.), *The role of the father in child development*. New York: Wiley, S. 222-271 (4. Auflage).
- Rahman, J. (2009). *Entwicklung, Verhalten und kognitive Leistungsfähigkeit von vermeintlich unterforderten Kindern und Jugendlichen – Eine Erhebung aus einer Beratungsstelle für Hochbegabte*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (Diplomarbeit).
- Röhr-Sendlmeier, U. M. (2009). Berufstätige Mütter und die Schulleistungen ihrer Kinder. *Bildung und Erziehung*, 62, S. 225-242.
- Röhr-Sendlmeier, U. M. & Kröger, M. (2011). Die Bedeutung der mütterlichen Berufstätigkeit für Leistungsmotivation und Berufswahlreife von Jugendlichen. *Bildung und Erziehung*, 64, S. 213-238.
- Röhr-Sendlmeier, U. M., Schäfer, B. & Vonderbank, C. (2009). Kindliche Rollenvorstellungen vom Erwachsensein im Kontext gewandelter Geschlechtsstereotype. *Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis*, 54, S. 107-111.
- Röhr-Sendlmeier, U. M., Jöris, A., Bergold, S., Cummings, A., Johannsen, E. & Heim, K. (2011). *Elterliche Zufriedenheit und die Entwicklung der Kinder*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (unveröffentlichtes Manuskript)

- Röhr-Sendlmeier, U.M., Jöris, A. & Pache, M. (2012, im Druck). Lern-/Leistungsorientierung und soziale Herkunft – die Bedeutung familiärer Vorbilder. *Bildung und Erziehung*, 65.
- Sarkadi, A., Kristiansson, R., Oberklaid, F. & Bremberg, S. (2008). Father's involvement and children's developmental outcomes: A systematic review of longitudinal studies. *Acta Paediatrica*, 97, S. 153-158.
- Schnittert, C. (2011). *Auswirkungen mütterlicher Berufstätigkeit auf den Schulerfolg von HauptschülerInnen*. Bonn: Universität Bonn, Institut für Psychologie (Diplomarbeit).
- Statistisches Bundesamt (2010). *Alles beim Alten: Mütter stellen Erwerbstätigkeit hinten an*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt (Destatis 4, 4. März 2010).
- Textor, M. R. (2008). Elternschaft heute: aktuelle Befragungsergebnisse. In: Fthenakis, W. E. & Textor, M. R. (Hrsg.), *Online-Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik*. <https://www.familienhandbuch.de/elternschaft/familie/elternschaft-heute-aktuelle-befragungsergebnisse> [Stand: 2012-01-20].
- Tilmann, K.-J. & Meier, U. (2003). Familienstrukturen, Bildungslaufbahn und Kompetenzerwerb. In: Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.), *PISA 2000. Ein differenzierter Blick auf die Länder der Bundesrepublik Deutschland*. Opladen: Leske + Budrich, S. 361-392.
- Volling, B. L. & Belsky, J. (1991). Multiple determinants of father involvement during infancy in dual-earner and single-earner families. *Journal of Marriage and the Family*, 53, S. 461-474.
- Volz, R. (2007). Väter zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Zur Beharrlichkeit traditioneller Geschlechterbilder. In: Mühling, T. & Rost, H. (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 205-224.
- Wengler, A., Trappe, H. & Schmitt, C. (2008). *Partnerschaftliche Arbeitsteilung und Elternschaft. Analysen zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben auf Basis des Generations and Gender Survey*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.) (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Band 127).

Submitted on/Eingereicht am: 19.05.2011

Accepted on/Angenommen am: 08.12.2011

Anschrift der Autorin und der Autoren/Address of the authors:

Prof. Dr. Una M. Röhr-Sendlmeier (korrespondierende Autorin/corresponding author)
Dr. Sebastian Bergold

Universität Bonn
Institut für Psychologie
Abteilung Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie
Kaiser-Karl-Ring 9
53111 Bonn
Deutschland/Germany

E-Mail: roehr-sendlmeier@uni-bonn.de
sbergold@uni-bonn.de

Florian Schulz & Harald Rost

Hausarbeitsteilung und Erwerbsunterbrechung von Müttern unter den Bedingungen des neuen Elterngeldgesetzes

Erste empirische Befunde aus Bayern¹

Division of housework, maternity leave and the policy of parenting benefit in Germany.

First empirical results from Bavaria.

Zusammenfassung

Der Beitrag untersucht, ob unterschiedlich lange Erwerbsunterbrechungen von Müttern nach dem Übergang zur Erstelternschaft einen Einfluss auf die Aufteilung der Hausarbeit in Paarbeziehungen haben. Für die empirischen Analysen werden Daten einer repräsentativen Querschnittstudie über bayerische Mütter verwendet, die im Jahr 2007 ihr erstes Kind bekamen und für die damit das neue Elterngeldgesetz der Bundesregierung galt. Die Ergebnisse zeigen, dass Mütter, die frühzeitig den Wiedereinstieg in den Beruf realisieren und entsprechend den Anreizen des neuen Elterngeldgesetzes maximal für ein Jahr ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen, ein partnerschaftlicheres Modell der Arbeitsteilung im Haushalt praktizieren als Mütter, die eine längere berufliche Pause einlegen. Dennoch ist nach wie vor ein traditionell ausgerichtetes Rollenmodell bei den untersuchten Paaren dominant, so dass sich der Beitrag der Väter zur Hausarbeit insgesamt auf einem niedrigen Niveau bewegt. Im Einklang mit anderen Studien steht der Befund, dass eine hohe Bildung und eine Abkehr von traditionellen Einstellungen eine partnerschaftlichere Hausarbeitsteilung begünstigen.

Abstract

This paper analyzes the association between the duration of maternity leave and the division of housework, using a representative sample of Bavarian mothers who gave birth to their first child in 2007 under the new parenting benefit policy of the German federal government. The results show that mothers re-entering the labor market after a maximum break of 12 months after accouchement, which is in accordance with the intention of the parenting benefit policy, report more egalitarian housework arrangements than mothers with longer employment breaks. Yet, all women report a rather traditional division of labor with a relatively low contribution of their partners. Our finding that women who are highly educated and disapprove of traditional family roles report more egalitarian housework patterns is in line with previous research.

1 Das Projekt „Der Weg zurück – Berufsrückkehr nach einer Babypause“ wird seit Januar 2010 durch das Bayerische Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen finanziert. Seit April 2011 ist diese Studie wesentlicher Bestandteil des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts „Veränderungen bei der Berufsrückkehr von Müttern nach einer Familienpause“. Wir danken Tanja Mühling und Anja Hedrich sowie drei anonymen Gutachter(inne)n der ZfF/JFR für hilfreiche Hinweise zur Überarbeitung des Manuskripts.

Schlagwörter: Hausarbeitsteilung, Wiedereinstieg in den Beruf, Elterngeld, Deutschland, Bayern

Key words: division of housework, re-entry into employment, parenting benefit policy, Germany, Bavaria

Einleitung

In den letzten Jahrzehnten haben sich die Geschlechterrollen in Deutschland tiefgreifend gewandelt, wobei Frauen und Männer in unterschiedlicher Weise davon betroffen sind, und zwar sowohl hinsichtlich der Art und Weise als auch in der Intensität der Veränderungen. Insbesondere eine höhere weibliche Bildung und die steigende Erwerbsbeteiligung von Frauen haben zu einem starken Wandel der Rolle der Frau geführt, ihre Lebensentwürfe und speziell die Lebensverläufe von Müttern massiv verändert. Aber auch die Rollenbilder des Mannes und des Vaters haben sich gewandelt. Immer mehr Väter lehnen die traditionelle Rolle als alleiniger Ernährer der Familie ab und wollen ein engagierter Vater sein, der sowohl bei der Kinderbetreuung und -erziehung Verantwortung übernimmt als auch sich im Bereich der Hausarbeit partnerschaftlich beteiligt. Dieser Wandel ist inzwischen empirisch sichtbar, z.B. in der amtlichen Statistik bei der Entwicklung der Erwerbstätigenquote von Müttern (Rübenach/Keller 2011) oder der Inanspruchnahme der Elternzeit von Vätern (z.B. Pfahl/Reuß 2009) sowie in den Ergebnissen repräsentativer Studien zur Messung von Einstellungen und Werthaltungen zu Geschlechtsrollen (z.B. Lück 2009).

Die konkrete Ausgestaltung moderner partnerschaftlicher Rollen bleibt jedoch in der Realität zumeist hinter den Vorstellungen auf der Einstellungsebene zurück. Erwerbsunterbrechungen oder eine Reduzierung der Arbeitszeit zugunsten der Betreuung und Erziehung von Kindern sind bei Männern immer noch selten, ebenso arbeiten nur 5,5% der Väter Teilzeit (Rübenach/Keller 2011: 332). Gleichzeitig stimmen die zahlreichen Studien zur Aufteilung der Hausarbeit in Paarbeziehungen (z.B. Huinink/Röhler 2005; Künzler/Walter 2001; Schulz 2010) im Wesentlichen darin überein, dass in Deutschland noch immer eine ausgeprägte Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen existiert, die stark an die polare Geschlechterkonzeption des bürgerlichen Familienideals erinnert. Als eine mögliche Ursache für die Persistenz dieses traditionellen Musters in deutschen Familien, in dem Frauen den Hauptteil der alltäglichen Haushaltsroutinen verrichten, wurden die Veränderungen im Zuge des Übergangs zur Elternschaft identifiziert, insbesondere die damit assoziierte Veränderung in den Ressourcenverhältnissen der Beziehungspartner durch Erwerbsunterbrechungen (Elternzeiten) der Frauen.

Die Fragen nach der Bedeutung der Erwerbsunterbrechungen und des Wiedereinstiegs in das Erwerbsleben für die Aufteilung der Hausarbeit in Paarbeziehungen sind bislang jedoch kaum abschätzbar. Das Bundeserziehungsgeldgesetz, eine 1986 in Deutschland eingeführte familienpolitische Maßnahme zur besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie, begünstigte bis Ende 2006 durch die Möglichkeit eines dreijährigen Erziehungsurlaubs eine längere Erwerbsunterbrechung von Frauen nach dem Übergang zur Elternschaft. Mit dem neuen Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz (BEEG) vom 1.1.2007 haben sich diese Rahmenbedingungen grundsätzlich geändert. Die wichtigste Änderung betrifft die monetäre staatliche Transferleistung: Das Elterngeld orientiert sich an der

Höhe des monatlichen Nettoeinkommens, welches der betreuende Elternteil vor der Geburt des Kindes erzielt hat (zwei Drittel davon, mindestens 300 Euro und höchstens 1.800 Euro). Beide Eltern haben grundsätzlich gemeinsam Anspruch auf insgesamt zwölf Monate Elterngeld; Anspruch auf zwei weitere Monate (so genannte Partnermonate) haben Eltern dann, wenn beide Elternteile davon Gebrauch machen. Die neue Regelung bietet im Vergleich zur alten demnach dezidiert Anreize für eine frühere Berufsrückkehr aufgrund der kürzeren Phase monetärer Transfers. Zudem erwartet man seitens der Politik von der Neuregelung einen Impuls für eine stärkere Beteiligung der Väter an der Elternzeit. Letzteres scheint sich zu erfüllen: Nahmen vor der Einführung des Elterngeldes knapp 5% Väter Erziehungsurlaub, steigt diese Zahl seit 2007 deutlich an. Für die 2009 geborenen Kinder betrug die „Väterquote“ bundesweit 23,6%, in Bayern lag sie bei 30,2% (Statistisches Bundesamt 2011).

Vor diesem Hintergrund untersucht dieser Beitrag, ob sich diejenigen Paare, die dem neuen Muster folgen, bei denen die Frau nach der Geburt maximal zwölf Monate aus dem Erwerbsleben aussteigt, von den Paaren unterscheiden, in denen die Frau länger als ein Jahr aus dem Erwerbsleben aussteigt. Damit ist eine erste Einschätzung möglich, ob eine kürzere Elternzeit der Mutter, eventuell verbunden mit einer Beteiligung des Vaters, möglicherweise mit einer weniger traditionellen Arbeitsteilung im Haushalt zusammenhängt, wie man es aufgrund theoretischer Überlegungen erwarten könnte.² Empirisch bearbeiten wir diese Frage mit Daten einer eigenen Primärerhebung zur Berufsrückkehr von Frauen, die 2007 unter den Bedingungen des BEEG ein Kind bekommen haben. Die Analysen basieren auf einer repräsentativen bayerischen Studie, aus der 414 Mütter ausgewählt wurden, die mit einem Partner zusammenlebten und ihr erstes Kind bekamen.

Theoretischer Rahmen

Die theoretische Diskussion über die Hausarbeitsteilung ist sehr vielfältig, in der Literatur breit aufgearbeitet und gut dokumentiert (z.B. Coltrane 2000; Huinink/Röhler 2005; Künzler/Walter 2001; Schulz 2010; Stauder 2002). Dabei wird deutlich, dass keine der etablierten Theorien alleine die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen umfassend erklären kann (Wengler et al. 2009) und deshalb immer mehrere theoretische Ansätze in Betracht gezogen werden müssen. Da die zentralen Argumente und Mechanismen in der einschlägigen Forschung hinlänglich bekannt sind, können die theoretischen Bezugspunkte unserer Untersuchung kurz gehalten und nur auf die angesichts der verfügbaren Daten untersuchbaren Zusammenhänge fokussiert werden.

Von großer Bedeutung für die Arbeitsteilungsforschung ist nach wie vor Beckers (1998) ökonomische Theorie der Familie. Dieser grundsätzlich geschlechtsneutrale Ansatz basiert auf der Annahme, dass der gemeinsame Haushaltsnutzen in einer Paarbeziehung dadurch maximiert wird, dass sich jedes Haushaltsmitglied nach seinen komparati-

2 Zum jetzigen Zeitpunkt gibt es keine belastbaren Daten, mit denen man untersuchen könnte, ob die Einführung des neuen Gesetzes tatsächlich Veränderungen im Verhalten der Akteure zur Folge hatte (Wirkungsanalysen). Dazu wären moderne Evaluationsdesigns und Längsschnittdaten über größere Zeiträume nötig. Mit unserer Studie können wir aber erste Anhaltspunkte dafür liefern, welche Aspekte größere Studien dann zu berücksichtigen hätten.

ven Stärken und Fähigkeiten auf bestimmte Arbeiten in der Partnerschaft spezialisiert. Ihr besonderes Potential zeigt Beckers Theorie deshalb bei der Erklärung polarer Arrangements. Die insbesondere in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren empirisch sehr dominante geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, nach der sich Männer zumeist auf die Erwerbsarbeit und Frauen auf Haushalt und Kinder spezialisierten, ist Becker zufolge auf die unterschiedlichen Humankapitalinvestitionen von Frauen und Männern zurückzuführen. So ist Beckers Ansatz gut geeignet, um Paarkonstellationen zu erklären, in denen Frauen nach dem Übergang zur Elternschaft aus dem Erwerbsleben aussteigen, nicht oder erst sehr spät wieder in den Beruf einsteigen, und infolgedessen den Großteil der Hausarbeit übernehmen (aufgrund der Geschlechtsneutralität gilt das analog für Männer, wenngleich dieser Fall empirisch selten ist). Allerdings haben die komplementäre Ressourcenverteilung und die geschlechtsspezifischen Investitionen im Zuge der Verbesserungen der Bildungs-, Erwerbs- und Karrierechancen der Frauen an Bedeutung für das Zusammenleben in Partnerschaften verloren. Denn heute investieren Frauen ebenso wie Männer in schulische und berufliche Ausbildung und der Anteil ressourcenhomogamer Partnerschaften ist deutlich angestiegen (Blossfeld/Timm 2003). Eine aus diesen Entwicklungen erwartbare partnerschaftliche Arbeitsteilung und strenggenommen auch der Wiedereinstieg in den Beruf an sich sind mit Beckers Modell jedoch nicht erklärbar.

Flexibler sind dahingehend die ebenfalls geschlechtsneutralen Ressourcenmodelle, mit denen beliebige Erwerbsverlaufs- und Hausarbeitsmuster in Partnerschaften erklärt werden können. Die konkreten Arrangements der Arbeitsteilung sind nach der ökonomischen Verhandlungs- (z.B. Ott 1992) oder der sozialen Austauschtheorie (z.B. Blau 1964) das Ergebnis permanenter machtgesteuerter Aushandlungsprozesse. Dabei ergibt sich die Verhandlungsmacht der Partner aus ihren Einkommenschancen am Markt bzw. allgemeiner: den Perspektiven außerhalb der Partnerschaft. Da Hausarbeit laut diesen Theorien als unangenehm bewertet wird, kommt es für beide Partner darauf an, sie weitgehend zu vermeiden. Dies ist nach den genannten Modellen umso eher möglich, je größer die Ressourcen sind, mit denen ein Akteur ausgestattet ist. Frauen, die Vollzeit erwerbstätig sind und deshalb ein höheres Einkommenspotential haben, müsste es demnach gelingen, im Vergleich zu Teilzeit, geringfügig oder nicht erwerbstätigen Frauen eine partnerschaftlichere Hausarbeitsteilung zu realisieren.

Blaus (1964) Idee des sozialen Tausches sensibilisiert darüber hinaus für die zeitliche Dimension der Austauschbeziehungen in Partnerschaften. Diese sind in der Regel dadurch gekennzeichnet, dass ein Partner Leistungen erbringt und dabei erwartet, irgendwann eine zum Zeitpunkt der eigenen Investition meist nur diffus bestimmte Gegenleistung zu erhalten. Ausgangspunkt ist, dass die Hausarbeit in Partnerschaften mit gemeinsamem Haushalt, zumindest in den ersten Beziehungsjahren und verstärkt bei Partnern mit höheren Bildungsabschlüssen (z.B. Schulz 2010), heute tendenziell partnerschaftlich aufgeteilt wird. Demnach könnte eine solche soziale Austauschbeziehung darin bestehen, dass dieses Arrangement auch nach einer familienbedingten Erwerbsunterbrechung der Frau wieder praktiziert werden soll. So argumentiert Stauder (2002) in Anlehnung an Ott (1992) und ausgehend vom Referenzmodell der bürgerlichen Normalfamilie, dass bei der Geburt eines Kindes ein impliziter Vertrag zwischen den erwerbstätig bleibenden Vätern und den sich auf die Haushaltssphäre spezialisierenden Müttern geschlossen wird. Dieser Vertrag soll die Verhandlungsstärke der Partner vor der Traditionalisierung der Rollenteilung konservieren und

insbesondere die Rückkehr der Frauen ins Berufsleben sichern, sobald der Betreuungsaufwand für die Kinder nachlässt. Allerdings schwinden die Möglichkeiten der Frauen zur Durchsetzung dieses Vertrags mit zunehmender Dauer der Berufsunterbrechung, einerseits aufgrund der schlechteren Einkommenssituation durch Nichterwerbstätigkeit und andererseits aufgrund des Aufbaus von Kompetenz und Routinisierung bei der Hausarbeit. Die Chancen zum gelungenen Wiedereinstieg in die Erwerbstätigkeit sinken auch mit zunehmender Dauer der beruflichen Pause, weil eine berufliche Dequalifikation droht. Da solche Absprachen nirgends bindend fixiert werden, ist das Vertrauen in den Partner, das durch eine solche Investition entstehende Abhängigkeitsverhältnis nicht auszunutzen, sowie dessen Bindung an die Beziehung die zentrale Voraussetzung dafür, dass ein solches Tauschverhältnis überhaupt zustande kommt.

Empirisch wäre davon ausgehend zu erwarten, dass die Hausarbeitsteilung traditioneller ist, d.h. Haushaltsroutinen ausschließlich oder überwiegend von Frauen verrichtet werden, wenn die Mütter nach dem Übergang zur Elternschaft nicht wieder in den Beruf eingestiegen sind. Im Falle des Wiedereinstiegs würde ein längerer Ausstieg ebenfalls eine traditionellere Verteilung begünstigen. Frauen, die nicht oder allenfalls kurz aus dem Erwerbsleben aussteigen, sollten demgegenüber eher von einer größeren Beteiligung der Männer im Haushalt berichten. Die Dauer des Erwerbsausstiegs, die gleichsam eine Art „kritische Grenze“ für die Rückkehr in das Arrangement vor dem Übergang zur Elternschaft ist, könnte indessen mit den Rahmenbedingungen des neuen Elterngeldgesetzes zusammenhängen, da es Anreize für eine frühe Berufsrückkehr bietet. Fallen der Erwerbsausstieg und die Bezugsdauer des Elterngeldes zusammen, dann erfolgt ein Wiedereinstieg der Frau in das Erwerbsleben nach spätestens zwölf Monaten, da die maximale Bezugsdauer (14 Monate) an die Inanspruchnahme der Partnermonate³ gekoppelt ist. Frauen, die nach diesem Modell ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen, sollten demnach eine größere Chance auf eine partnerschaftliche Arbeitsteilung haben als Frauen, die länger als zwölf Monate aussteigen. Die Chancen auf Einhaltung des impliziten Vertrages sollten in diesen Fällen steigen, weil der Ausstieg der Frauen von vornherein begrenzt ist, die Männer in vielen Fällen im Anschluss daran selbst für eine gewisse Zeit die Erwerbstätigkeit zugunsten der Kinderbetreuung reduzieren (in aller Regel werden hier jedoch fast ausschließlich die beiden Vätermomente genutzt) und der Einkommensausgleich die Verhandlungsmacht der Frauen nicht in zu großem Ausmaß reduziert.

Jenseits der ressourcenbasierten Mechanismen wird die Aufteilung der Hausarbeit auch von den im Laufe der Sozialisation und Identitätsfindung erworbenen Geschlechtsrollen und Geschlechtsidentitäten beeinflusst (Coltrane 2000). Dieser Vorstellung liegt die Annahme zugrunde, dass Menschen in einen kulturellen Kontext eingebettet sind, in dem bestimmte kollektiv geteilte Regeln existieren, wie sich Frauen und Männer in bestimmten Situationen verhalten sollen. Unterstellt wird dabei häufig, dass das „subjektive Korrelat von Geschlechtsrollen, die Geschlechtsrollenorientierung, eindimensional und bipolar ist und sich zwischen den Extrema Traditionalität und Modernität bewegen kann“ (Künzler/Walter 2001: 194). Die traditionelle Orientierung zielt dabei auf die geschlechts-

3 Mit dem Begriff „Partnermonate“ wird gemeinhin die Erwerbsunterbrechung der Männer assoziiert, obwohl die gesetzlichen Regelungen grundsätzlich geschlechtsneutral sind. Allerdings zeigen nicht nur die Daten unserer Studie, dass die Partnermonate empirisch in aller Regel tatsächlich „Vätermonate“ sind.

spezifische Differenzierung der bürgerlichen Normalfamilie ab, die moderne Einstellung hingegen hat als Referenzmodell die partnerschaftliche, gleichberechtigte Rollenteilung in der Paarbeziehung im Blick. Je stärker Männer und Frauen in Paarbeziehungen traditionelle oder egalitäre Erwartungen internalisiert haben, desto eher werden sie, so die Erwartung für die empirische Analyse, eine entsprechende Form der Arbeitsteilung praktizieren.

Schließlich ist in theoretischer Hinsicht auch der Einfluss der Bildung auf die Hausarbeitsteilung bedeutsam, und zwar dergestalt, dass eine höhere Bildung eher eine partnerschaftliche Arbeitsteilung begünstigt. Diese Erwartung für die empirische Analyse erfolgt aus zwei Gründen, die sich an der doppelten theoretischen Bedeutung der Bildung orientieren. Erstens kann das Bildungsniveau als Indikator für einkommensrelevante Humankapitalinvestitionen interpretiert werden. Aufgrund der ressourcen- und verhandlungstheoretischen Argumente haben Frauen mit höherem Bildungsabschluss folglich eine bessere Verhandlungsposition, was sie eher in die Lage versetzt, eine traditionelle Arbeitsteilung zu vermeiden, als Frauen mit niedrigeren Bildungsabschlüssen. Zweitens geht eine höhere Bildung der Frauen tendenziell mit einer größeren Neigung zu bildungshomogamer Paarbildung einher, insbesondere bei Frauen mit Hochschulabschluss (Schulz 2010). Folgt man dem Egalitarian Values-Modell von van Berkel/de Graaf (1999), kommen diese Paare eher mit demokratischen Werten in Berührung, zu denen neben Toleranz, Freiheit und Gleichheit auch geschlechtsspezifische Egalitätsnormen gehören, während unter niedriger gebildeten Paaren noch immer traditionelle Geschlechtsrollen dominieren. Folglich sollten Paare mit hohem Bildungsniveau aufgrund der paargemeinschaftlichen Orientierung am Gleichheitsideal nicht nur am ehesten gegenüber einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung aufgeschlossen sein, sondern darüber hinaus die größten Chancen haben, eine solche Form der Alltagsorganisation zu praktizieren.

Im Rahmen vieler Quer- und neuerdings auch Längsschnittstudien konnte für nahezu sämtliche Hypothesen und Theorien empirische Evidenz gefunden werden, wie beispielsweise die theoriegeleiteten Übersichten von Coltrane (2000), Huinink/Röhler (2005), Künzler/Walter (2001), Schulz (2010) oder Stauder (2002) zeigen. Unsere Studie leistet vor diesem Hintergrund insofern einen neuen Beitrag zur Forschungsdiskussion, als sie einen Zusammenhang thematisiert, der bisher noch nicht erforscht wurde: die Bedeutung der Dauer des Erwerbsausstiegs und des zeitlichen Wiedereinstiegs in das Berufsleben für die Arbeitsteilung im Haushalt unter den Bedingungen des neuen Elterngeldgesetzes.

Daten, methodisches Vorgehen und Variablen

Die durchgeführten Analysen basieren auf den Daten des Projekts „Der Weg zurück – Berufsrückkehr nach einer Babypause“ des Staatsinstituts für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb), bei dem 1.453 Mütter in Bayern befragt wurden. Ziel des Projekts war, die Erwerbsverläufe von Müttern in den ersten Jahren nach dem Übergang zur Elternschaft und insbesondere die Berufsrückkehr detailliert nachzuvollziehen und damit einhergehend die Aufgabenteilung in der Familie sowie deren Determinanten zu erfassen. Befragt wurden Anfang 2010 ausschließlich Mütter, die im ersten Halbjahr 2007 ein Kind bekommen hatten und damit nach dem neuen Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz –

BEEG ab 1.1.2007 – Elterngeld und Elternzeit in Anspruch nehmen konnten. Die Rekrutierung der Stichprobe erfolgte mittels einer Zufallsziehung von 24.000 Eltern-Adressen (knapp die Hälfte aller „Geburten-Fälle“ in diesem Zeitraum in Bayern) über das Zentrum Bayern Familie und Soziales, bei dem alle Anträge auf Elterngeld in Bayern zentral gestellt werden. Ausgeschlossen wurden dadurch nur Eltern, die keinen Antrag auf Elterngeld gestellt hatten; für das Jahr 2007 lag dieser Anteil in Bayern bei etwa 2% der Eltern.⁴ Die Stichprobe kann für diese Population als bayernweit repräsentativ angesehen werden.

In die Analysen zur Arbeitsteilung bei der Hausarbeit wurden ausschließlich Eltern mit nur einem Kind einbezogen, die mit einem Partner zusammenwohnten und deren Übergang zur Erstelternschaft 2007 unter den Rahmenbedingungen des neuen Elterngeldgesetzes stattfand (n = 414). Diese Homogenisierung der Stichprobe hat den Vorteil, den Einfluss der Dauer des beruflichen Ausstiegs nach der Geburt des ersten Kindes auf die Hausarbeitsteilung unter gleichen familienpolitischen Rahmenbedingungen analysieren zu können. Das neue Elterngeldgesetz bietet sowohl Anreize für eine frühe Berufsrückkehr und hat den Anteil der Väter an der Elternzeit deutlich erhöht, was beides die Verhandlungssituation der Paare beeinflusst. Mit den vorliegenden Daten ist es erstmals möglich, wenngleich nur auf der Basis relativ kleiner Fallzahlen und regional für Bayern begrenzt, aufzuzeigen, wie sich diese neue Situation auf die Hausarbeitsteilung auswirkt. Auf diese Weise kann analysiert werden, wie sich Paare (hier repräsentiert durch Befragungsdaten der Frauen), die das im Elterngeldgesetz angelegte Modell (Erwerbsunterbrechung eines Partners von maximal zwölf Monaten) realisieren, von den Paaren unterscheiden, die eher nach dem klassischen Drei-Phasen-Modell⁵ mit längerer Erwerbsunterbrechung der Frau handeln.

Die Auswertung der Daten erfolgt in zwei Schritten: erstens werden deskriptive Befunde präsentiert, die Aufschluss über die Zusammensetzung der Stichprobe und das empirische Spektrum der beobachteten Erwerbs-, Wiedereinstiegs- und Hausarbeitsarrangements geben. Daran anschließend werden multiple lineare Regressionsanalysen (OLS) geschätzt, um aufzuzeigen, wie die Hausarbeitsteilung mit den theoretisch relevanten Situationsmerkmalen zusammenhängt. Aufgrund der recht kleinen Stichprobe wurden regressionsdiagnostische Verfahren eingesetzt, um zu prüfen, ob die Befunde robust sind (vgl. z.B. Jann 2004; Kohler/Kreuter 2006: 214ff.). Insbesondere wurden einige so genannte besonders einflussreiche Fälle nach dem Cook-Kriterium (Kohler/Kreuter 2006: 224ff.) identifiziert und temporär aus den Analysen entfernt. Da die Hauptaussagen davon unberührt blieben, wurden schließlich alle Fälle beibehalten.

Die *abhängige Variable* in den Modellen ist ein ungewichteter Summenscore aus vier Routinetätigkeiten, „Kochen, Mahlzeiten vorbereiten“ (kurz: Kochen), „Abspülen und abtrocknen bzw. Spülmaschine ein- und ausräumen“ (kurz: Abspülen), „Putzen, Wohnung säubern,

4 In Bayern lag die Zahl der Lebendgeborenen im Jahr 2007 bei 106.877, das Zentrum Bayern Familie und Soziales weist für diese Geburten 104.487 Elterngeldfälle aus.

5 Das Drei-Phasen-Modell beschreibt idealtypisch eine Lebenslaufsequenz von Frauen nach einem traditionellen Familienbild, beginnend mit Berufsausbildung und Berufstätigkeit, einer daran anschließenden ausgedehnten Familienphase ohne Erwerbstätigkeit, und dem Wiedereinstieg in den Beruf, häufig in Teilzeit, wenn das jüngste Kind in den Kindergarten oder die Schule geht.

aufräumen“ (kurz: Putzen), „Wäsche und Kleidung in Ordnung halten, waschen, bügeln“ (kurz: Wäsche), wie er in zahlreichen empirischen Studien zur Hausarbeitsteilung auch verwendet wird (z.B. Schulz 2010; Wengler et al. 2009; methodische Anmerkungen zur Verwendung solcher Task-Participation-Indizes finden sich dort oder z.B. bei Künzler 1994). Der Score basiert auf der Frage „Wie haben Sie sich die Hausarbeit untereinander aufgeteilt? Was machen überwiegend oder ausschließlich Sie, was Ihr Partner, welche Arbeiten erledigen Sie gemeinsam, und bei welchen Arbeiten wechselt das?“. Für alle oben genannten Tätigkeiten wurde auf einer fünfstufigen Skala erhoben, welcher Partner sich wie stark an der jeweiligen Tätigkeit beteiligt (0 – ausschließlich Frau; 1 – eher Frau; 2 – teils/teils; 3 – eher Mann; 4 – ausschließlich Mann). Die Angaben wurden aufaddiert und durch die Anzahl der Tätigkeiten dividiert. Der so gebildete Summenscore variiert somit zwischen 0 und 4 und ist interpretierbar als relative Beteiligung des Mannes an den genannten Tätigkeiten: Je höher der Wert des Scores, desto höher schätzt die Frau die Beteiligung ihres Partners an den Routinetätigkeiten im Haushalt ein.⁶ Die Fälle, in denen Frauen angaben, dass bestimmte Tätigkeiten von dritten Personen übernommen würden, wurden mit der partnerschaftlichen Kategorie zusammengefasst, da die betreffenden Tätigkeiten durch Externalisierung aus der Aufgabenbilanz der Paare verschwinden.

Die folgenden *unabhängigen Variablen* werden eingesetzt, um die oben skizzierten theoretischen Argumente abzubilden:

Alter: Das Alter wird als metrische Variable berücksichtigt. Die befragten Mütter waren zwischen 23 und 48 Jahre alt, 10,1% waren jünger als 30 Jahre und 17,2% älter als 40 Jahre. Das durchschnittliche Alter der Frauen lag zum Befragungszeitpunkt bei 35,6 Jahren, im Jahr der Erstgeburt bei 32,7 Jahren.

Lebensform: In die Analysen werden nur Frauen einbezogen, die mit einem Partner in einem gemeinsamen Haushalt leben. 85% dieser Frauen sind verheiratet, 15% leben in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft.

Staatsangehörigkeit: Eine binäre Variable zeigt an, ob beide Partner die deutsche Staatsangehörigkeit haben (91%).

Wohnregion: Um die regionale Zusammensetzung der Stichprobe zu kontrollieren, werden drei Dummyvariablen verwendet, die gemäß der Empfehlung des Bayerischen Landesamts für Statistik und Datenverarbeitung gebildet wurden. Unterschieden werden Regionen mit großen Verdichtungsräumen (z.B. München; Referenzkategorie; 46%), Grenzland- und überwiegend strukturschwache Regionen (z.B. Oberfranken-West; 29%) sowie sonstige ländliche Regionen (z.B. bayerischer Untermain; 25%).

Bildungsniveau: Das Bildungsniveau wird in Anlehnung an die CASMIN-Klassifikation gemessen. Eine binäre Variable zeigt an, ob die Frau einen Hochschulabschluss hat und damit der höchsten Bildungsstufe zuzuordnen ist. Die Referenzkategorie ist die mittlere Bildungsstufe, der alle Frauen mit einem beruflichen Ausbildungsabschluss zugeordnet werden. Nur fünf Frauen (0,1%) in der Analysestichprobe fielen strenggenommen in die

6 Zu möglichen Unterschieden in der Einschätzung der Hausarbeitsteilung von und zwischen Männern und Frauen vgl. z.B. Kamo 2000.

niedrigste Bildungsstufe, werden aber der mittleren Bildungsstufe zugeordnet. Die Ergebnisse verändern sich dadurch nicht. Insgesamt sind hochgebildete Frauen in der Stichprobe überrepräsentiert; insbesondere der Anteil der Akademikerinnen ist mit 40% vergleichsweise hoch.⁷

Traditionelle Geschlechtsrollen: Die traditionellen Einstellungen der Frauen werden operationalisiert über einen latenten Faktor, auf dem die folgenden vier Items laden, die unter anderem auch im ISSP (International Social Survey Program) eingesetzt werden: (1) „Eine berufstätige Mutter kann ein genauso herzliches und vertrauensvolles Verhältnis zu ihren Kindern finden wie eine Mutter, die nicht berufstätig ist“ (Werte der Skala umgepolt); (2) „Ein Kleinkind wird sicherlich darunter leiden, wenn seine Mutter berufstätig ist“; (3) „Es ist für alle Beteiligten viel besser, wenn der Mann voll im Berufsleben steht und die Frau zu Hause bleibt und sich um den Haushalt und die Kinder kümmert“ und (4) „Das ganze Familienleben leidet darunter, wenn die Frau ganztags berufstätig ist“. Die Variable variiert zwischen 0 und 4 und hat einen Mittelwert von 1,23; je höher der Wert, desto traditioneller sind die Einstellungen der Frauen zu Geschlechtsrollen.

Erwerbstätigkeit: Vier binäre Variablen zeigen den Erwerbsstatus der Frauen zum Zeitpunkt der Befragung, also etwa zwei bis drei Jahre nach der Geburt des ersten Kindes, an. Unterschieden werden Vollzeit, Teilzeit und geringfügige Erwerbsarrangements sowie keine Erwerbstätigkeit. Eine zusätzliche Dummyvariable trennt zwischen erwerbstätigen und nicht erwerbstätigen Frauen (deskriptive Statistiken siehe unten).

Beruflicher Wiedereinstieg: Hinsichtlich der Berufsrückkehr wird unterschieden, ob Frauen zum Befragungszeitpunkt nach ihrer Elternzeit wieder erwerbstätig sind oder nicht (gleiche Information wie bei der Dummyvariable „nicht erwerbstätig“). Für wieder in das Erwerbsleben eingestiegene Frauen wird die Dauer der Elternzeit in Monaten gemessen und über Dummyvariablen differenziert, ob diese Frauen maximal ein Jahr oder länger als ein Jahr in Elternzeit waren (deskriptive Statistiken siehe unten).

Empirische Ergebnisse

Von den 414 Frauen, die im ersten Halbjahr 2007 unter den Bedingungen des neuen Elterngeldgesetzes ihr erstes Kind bekamen, waren zum Zeitpunkt der Befragung 81% wieder erwerbstätig, 19% waren (noch) nicht wieder erwerbstätig. Von den erwerbstätigen Frauen arbeiteten 16% Vollzeit und 71% Teilzeit, 13% waren geringfügig oder in einem Minijob beschäftigt. Frauen mit Hochschulabschluss waren tendenziell in größerem Umfang beschäftigt als Frauen mit mittlerem Bildungsniveau. Von den nicht erwerbstätigen

7 Ein Vergleich mit entsprechenden Mikrozensusdaten zeigt eine Abweichung hinsichtlich des Bildungsniveaus, d.h. in dieser Stichprobe sind Mütter mit Abitur und auch Akademikerinnen leicht überrepräsentiert. In diesem Zusammenhang liegt darüber hinaus das durchschnittliche Alter der befragten Mütter etwas über dem der entsprechenden Vergleichsgruppe im Mikrozensus.

Müttern bezeichneten sich 18% als Hausfrauen, 15% als arbeitslos und 65% befanden sich noch in Elternzeit oder in erneutem Mutterschutz für das zweite Kind.⁸

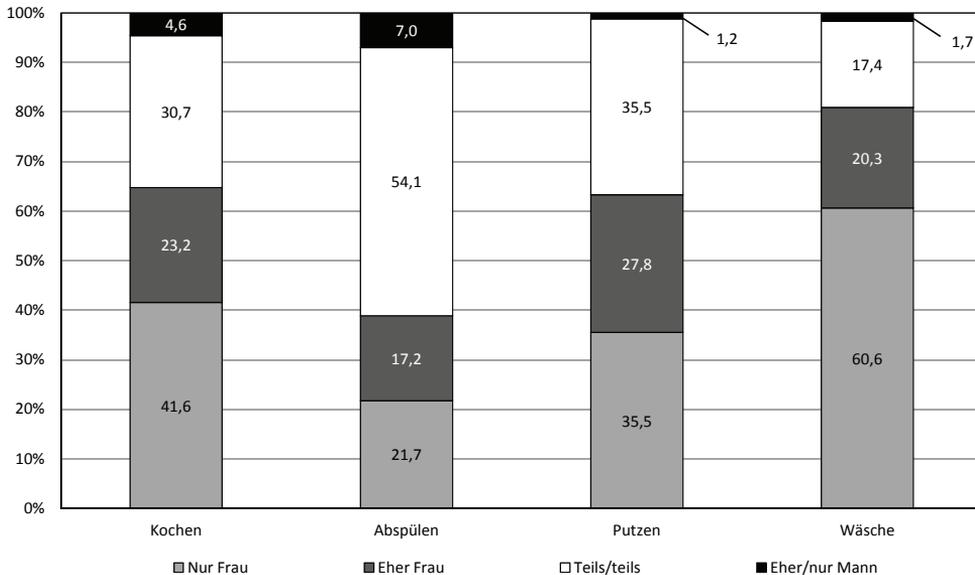
Fast alle wieder berufstätigen Mütter haben nach der Geburt ihrer zum Befragungszeitpunkt zweieinhalb bis drei Jahre alten Kinder die Elternzeit über den gesetzlichen Mutterschutz hinaus in Anspruch genommen. Lediglich 5% aller Mütter sind nach der Mutterschutzzeit direkt wieder in das Erwerbsleben eingestiegen, 50% stiegen nach maximal einem Jahr wieder in das Erwerbsleben ein. 42% aller Mütter unterbrachen ihre Erwerbstätigkeit für einen Zeitraum von über einem bis maximal drei Jahre (2% fehlende Werte). Frauen, die kürzer in Elternzeit waren, sind dabei eher wieder Vollzeit erwerbstätig und Frauen mit Hochschulabschluss unterbrechen tendenziell für maximal ein Jahr.

Bis auf vier Frauen haben alle Befragten das Elterngeld bezogen, die meisten von ihnen für einen Zeitraum von zwölf Monaten, knapp 5% für einen Zeitraum von weniger als zehn Monaten und etwa ein Zehntel für mehr als ein Jahr. Fast 40% der Väter haben ebenfalls Elterngeldleistungen des Staates bezogen, 80% dieser Väter nahmen dabei die beiden Partnermonate in Anspruch, die den Elterngeldbezug auf insgesamt 14 Monate erhöhen.

In Bezug auf die *Hausarbeitsteilung* bestätigen unsere Daten das bekannte Muster und die Ergebnisse anderer Studien. Zwei bis drei Jahre nach der Geburt ihres ersten Kindes berichten die Frauen von weitgehend traditionellen Arrangements. Abbildung 1 zeigt, wie die vier Haushaltstätigkeiten in den befragten Paaren aufgeteilt werden. Knapp über 40% der Frauen berichten, dass sie in der Regel alleine für das Kochen und die Zubereitung von Mahlzeiten zuständig sind; bei weiteren knapp 25% der Paare beteiligen sich die Männer bisweilen daran. Bei etwa einem Drittel der Paare wird gemeinsam oder abwechselnd gekocht, und bei 5% der Paare kocht der Mann hauptsächlich oder alleine. Wenn es um Putzen, Aufräumen und Säubern des Hauses oder der Wohnung geht, sind die Zuständigkeiten ähnlich verteilt wie beim Kochen. Dazu ist anzumerken, dass ca. ein Drittel dieser ‚partnerschaftlich putzenden‘ Paare diesen Tätigkeitsbereich externalisiert. Am ehesten findet sich eine partnerschaftliche Aufgabenteilung beim Abspülen, Abtrocknen oder beim Ein- und Ausräumen der Spülmaschine. Hier berichten die Frauen in mehr als 50% der Fälle von egalitären Arrangements; zudem ist mit 7% der Anteil der Paare am größten, in denen diese Tätigkeit in den hauptsächlichlichen Zuständigkeitsbereich der Männer fällt. Die am stärksten traditionelle Verteilung zeigt sich bei den Arbeiten rund um die Wäsche. Wäsche und Kleidung in Ordnung halten, waschen und bügeln wird in über 80% der Paare vornehmlich von den Frauen erledigt. Gerade am Beispiel der „schmutzigen Wäsche“ zeigt sich in den modernen, dem Gleichheitsideal gegenüber aufgeschlossenen Gesellschaften noch immer die starke und erstaunlich persistente normative Kraft, Haushaltstätigkeiten dem Zuständigkeitsbereich der Frauen zuzuschreiben (Kaufmann 2005).

8 Elf Frauen waren vor der Geburt ihres Kindes nicht erwerbstätig, in aller Regel aufgrund von Arbeitslosigkeit, Ausbildung oder als Hausfrauen; zwei dieser Frauen sind zum Befragungszeitpunkt ebenfalls nicht erwerbstätig. Diese Fälle ändern jedoch nichts an den Hauptaussagen der Analysen, wenn sie im Datensatz verbleiben.

Abbildung 1: Arbeitsteilungsarrangements bei einzelnen Haushaltstätigkeiten



Quelle: ifb-Studie „Der Weg zurück – Berufsrückkehr nach einer Babypause“, 2010

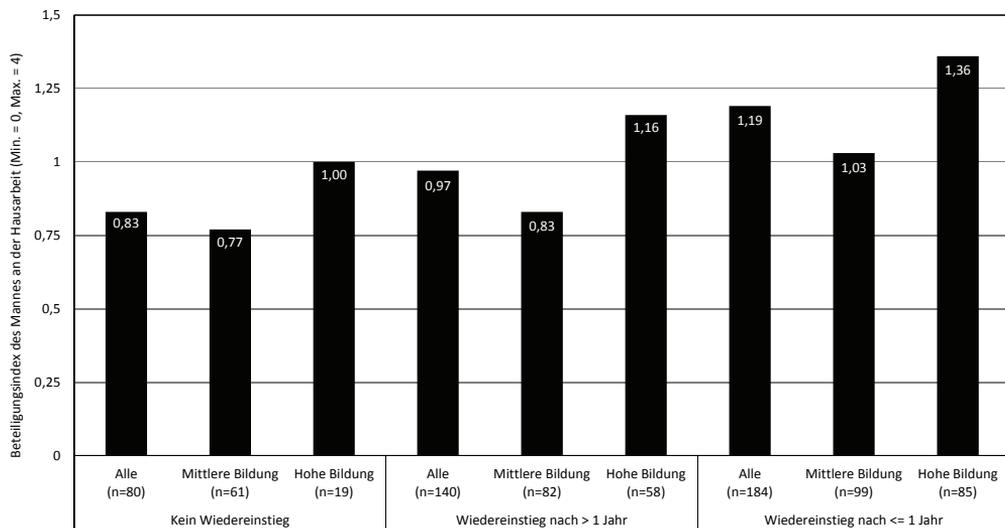
Betrachtet man alle vier Tätigkeiten zusammen, zeigt sich, dass nur bei 5% der Paare keine dieser Tätigkeiten im traditionellen Sinne, d.h. ausschließlich oder eher von den Frauen verrichtet wird, was mithin auf eine egalitäre Aufteilung der gesamten Hausarbeit hindeutet. In fast einem Viertel der Fälle erledigt die Frau demgegenüber jedoch alle vier Tätigkeiten weitgehend alleine, meist mit nur geringer Unterstützung des Mannes. Ausgedrückt durch den Summenscore, der für die späteren Regressionsanalysen gebildet wurde, ergibt sich über alle Paare ein Mittelwert von rund 1,0 auf dem Kontinuum zwischen 0 (Frau erledigt die Hausarbeit komplett alleine) und 4 (Mann erledigt die Hausarbeit komplett alleine). Nur 36 Paare erreichen einen Wert von 2 oder höher, ein Wert größer oder gleich 3 wird überhaupt nicht erreicht. Obwohl die befragten Frauen für einzelne Tätigkeiten durchaus von egalitären Arrangements berichten (insbesondere beim Abspülen), liegt die Hauptverantwortung für die Gesamtheit der Hausarbeit bei ihnen selbst. Bezogen auf die analysierten Tätigkeiten insgesamt, beziffern die Frauen den Anteil des männlichen Beitrages als eher gering. Dieser Befund steht im Einklang mit zahlreichen empirischen Studien zur Arbeitsteilung bei Paaren nach dem Übergang zur Elternschaft (zuletzt Kühhirt 2011).

Die Hausarbeitsteilung variiert indessen nach der Erwerbssituation der Frauen zum Zeitpunkt der Befragung. Frauen, die erwerbstätig sind, berichten signifikant von einer anteilig größeren Beteiligung ihrer Männer an der Hausarbeit als nichterwerbstätige Frauen (Scorewert: 1,08 bzw. 0,83). Der relative Beitrag der Männer zur Hausarbeit ist bei Vollzeit erwerbstätigen Frauen (Scorewert 1,28) am größten und bei geringfügig erwerbstätigen Frauen (Scorewert 0,86) am niedrigsten, dazwischen liegen Teilzeit erwerbstätige Frauen (Scorewert 1,08). Weiterhin spielt das Bildungsniveau eine große Rolle: Frauen mit Hoch-

schulabschluss berichten von einer höheren relativen Beteiligung ihrer Männer im Vergleich zu Frauen mit mittleren Bildungsabschlüssen (Scorewert 1,25 bzw. 0,90). Die Zustimmung zu egalitären Geschlechterrollenorientierungen korreliert indessen positiv mit hohen Bildungsabschlüssen, wie auch höheren Beiträgen der Männer zur Hausarbeit.

Abbildung 2 zeigt den anteiligen Beitrag der Männer differenziert nach der Dauer der Elternzeit; er ist in den Fällen am größten, in denen die Frauen nach maximal einem Jahr wieder in das Erwerbsleben eingestiegen sind (Scorewert 1,19). Frauen, die eine längere Berufspause eingelegt haben, berichten signifikant häufiger von traditionelleren Arrangements (Scorewert 0,97). Alle drei Wiedereinstiegskonstellationen unterscheiden sich zudem nach dem Bildungsabschluss der Frauen. Dabei zeigt sich, dass in allen drei Gruppen die jeweils hochgebildeten Frauen von einer tendenziell partnerschaftlicheren Arbeitsteilung berichten als die Frauen mit mittleren Bildungsabschlüssen. Betrachtet man die Balken der Abbildung nach dem Bildungsniveau, haben immer die Frauen die höheren Werte, die maximal ein Jahr aus dem Erwerbsleben ausgestiegen waren, gefolgt von den Frauen, die später wieder eingestiegen sind. Von den traditionellsten Arbeitsteilungsarrangements berichten im Mittel die Frauen, welche die Erwerbstätigkeit (noch) nicht wieder aufgenommen haben.

Abbildung 2: Hausarbeitsteilung nach der Dauer der Erwerbsunterbrechung und dem Bildungsniveau



Quelle: ifb-Studie „Der Weg zurück – Berufsrückkehr nach einer Babypause“, 2010

Zusammengenommen stehen die deskriptiven Analysen zur Hausarbeitsteilung in Einklang mit den eingangs formulierten theoretischen Erwartungen. Insbesondere die zentrale Variable unserer Analyse – die Dauer der Erwerbsunterbrechung – zeigt die vermutete Tendenz. Ein relativ kurzer Erwerbsausstieg von bis zu einem Jahr, also innerhalb des Elterngeldzeitraums, ist assoziiert mit einer höheren Beteiligung der Männer im Haushalt, verglichen mit einem späten oder (noch) nicht erfolgten Wiedereinstieg. Allerdings ist zu

berücksichtigen, dass insgesamt in dieser Stichprobe die Beteiligung der Väter an den vier Haushaltstätigkeiten relativ gering ist.

Inwieweit die deskriptiven Befunde darüber hinaus für den multivariaten Fall Bestand haben, wird im Folgenden anhand der Ergebnisse einiger Regressions-schätzungen aufgezeigt. In den Tabellen 1 und 2 wird jeweils der Beteiligungsindex der Männer an der Hausarbeit (Summenscore der vier Einzeltätigkeiten Kochen, Abspülen, Putzen und Wäsche, Spannweite von 0 bis 4) auf die in den theoretischen Überlegungen herausgearbeiteten unabhängigen Variablen regressiert.

In allen acht berechneten Modellen wurden das Alter der Befragten, der Familienstand, der Migrationsstatus des Paares und die Wohnregion kontrolliert, vor allem um der Zusammensetzung der Stichprobe Rechnung zu tragen. Die Effekte der Variablen sind über alle Modelle hinweg stabil, durchweg nicht signifikant und beeinflussen die Hauptergebnisse nicht.

Tabelle 1: Ergebnisse der linearen Regression zur Hausarbeitsteilung

	Modell 1.1		Modell 1.2		Modell 1.3		Modell 1.4	
<i>Alter</i>	0,01	(0,01)	0,01	(0,01)	0,01	(0,01)	0,01	(0,01)
<i>Ehe</i>	0,02	(0,08)	0,03	(0,08)	0,04	(0,08)	0,06	(0,08)
<i>Beide Partner deutsch</i>	0,08	(0,10)	0,08	(0,10)	0,09	(0,10)	0,06	(0,10)
<i>Wohnregion</i>								
Verdichtungsraum (Ref.)	---		---		---		---	
Strukturschwach	-0,03	(0,07)	-0,02	(0,07)	-0,02	(0,07)	-0,04	(0,07)
Ländlich	-0,01	(0,07)	0,00	(0,07)	0,00	(0,07)	0,01	(0,07)
<i>Hochschulabschluss</i>	0,21***	(0,06)	0,21***	(0,06)	0,20***	(0,07)	0,20***	(0,06)
<i>Traditionelle Orientierung</i>	-0,19***	(0,03)	-0,18***	(0,03)	-0,18***	(0,03)	-0,16***	(0,03)
<i>Erwerbstätig</i>			0,11	(0,07)				
<i>Erwerbsstatus</i>								
Vollzeit (Ref.)					---			
teilzeit					-0,18**	(0,09)		
geringfügig					-0,21*	(0,12)		
nicht erwerbstätig					-0,27***	(0,11)		
<i>Wiedereinstieg</i>								
kein Wiedereinstieg							-0,20**	(0,08)
nach > 1 Jahr							-0,18**	(0,07)
nach ≤ 1 Jahr (Ref.)							---	
<i>Konstante</i>	0,90***	(0,27)	0,79***	(0,28)	1,02***	(0,28)	0,98***	(0,27)
<i>R-Quadrat</i>	0,16		0,17		0,18		0,18	
<i>Korrigiertes R-Quadrat</i>	0,15		0,15		0,16		0,16	
<i>N</i>	403		403		403		396	

Lineare Regression: B-Regressionskoeffizienten, Standardfehler in Klammern.

Signifikanz: * $p < 0,1$; ** $p < 0,05$; *** $p < 0,01$.

Quelle: ifb-Studie „Der Weg zurück – Berufsrückkehr nach einer Babypause“, 2010

Ebenfalls in allen Modellen der Tabellen 1 und 2 sind die Effekte des Bildungsniveaus und der traditionellen Orientierung stabil. Im Vergleich zu Frauen mit mittlerem Bildungs-

niveau berichten Frauen mit Hochschulabschluss von einer signifikant größeren Beteiligung der Männer an den Routinetätigkeiten im Haushalt. Je stärker traditionelle Geschlechtsrollenorientierungen bei den Frauen ausgeprägt sind, desto geringer ist der männliche Beitrag zur Hausarbeit. Obwohl beide Variablen untereinander signifikant hoch korrelieren, leisten sie einen jeweils eigenständigen Beitrag zur Varianzerklärung in den Regressionsmodellen. Wenn die Einstellungskomponente aus dem Bildungsniveau „herauspartialisiert“ wird, könnte der Effekt des Bildungsniveaus als Homogamieeffekt und damit vor dem Hintergrund des Egalitarian Values-Modells (van Berkel/de Graaf 1999) gleichsam als Hinweis auf die (egalitären) Einstellungen des Partners interpretiert werden. Insgesamt stehen die beiden Koeffizienten im Einklang mit den oben angestellten rollen- und einstellungstheoretischen Überlegungen.

In Tabelle 1 wird für die gesamte Analysestichprobe untersucht, wie der Erwerbsstatus zum Befragungszeitpunkt, also etwa zweieinhalb bis drei Jahre nach der Geburt des ersten und bis dahin einzigen Kindes, mit der Hausarbeitsteilung zusammenhängt. Modell 1.2 zeigt für die Unterscheidung erwerbstätig/nichterwerbstätig keinen signifikanten Koeffizienten. Differenzierter betrachtet zeigen die Dummies für den Erwerbsstatus in Modell 1.3, dass Vollzeit erwerbstätige Frauen signifikant eher von einem größeren Beitrag der Männer an der Hausarbeit berichten (die Koeffizienten für Teilzeit, geringfügige Erwerbstätigkeit und nicht erwerbstätig unterscheiden sich in diesem Modell nicht signifikant). Dieser Befund steht in Einklang mit der verhandlungstheoretischen Überlegung, dass eine höhere Erwerbstätigkeit der Frau mit einer besseren Ressourcenausstattung und damit weniger Hausarbeit einhergeht; allerdings gilt das im vorliegenden Fall offenbar nur für die Vollzeiterwerbstätigkeit. In Modell 1.4 wird deutlich, dass eine Erwerbsunterbrechung von maximal einem Jahr signifikant mit einem größeren Beitrag der Männer an der Hausarbeit assoziiert ist. Wiederum unterscheiden sich die beiden anderen Koeffizienten nicht signifikant voneinander. Auch dieser Befund deutet in Richtung der oben angestellten austauschtheoretischen Überlegung: Wird die Erwerbsunterbrechung von vornherein auf einen überschaubaren Zeitraum begrenzt, der hier zeitlich mit dem maximalen Elterngeldzeitraum eines Partners zusammenfällt, dann wird nach dem Wiedereinstieg eine partnerschaftlichere Arbeitsteilung realisiert, verglichen mit den Konstellationen, in denen kein oder ein sehr viel späterer Wiedereinstieg erfolgt.⁹

In Tabelle 2 wird die Gruppe der Frauen, die nach der Elternzeit wieder in den Beruf zurückgekehrt sind, differenziert betrachtet. Über die Ergebnisse von Tabelle 1 hinaus erhält man nun Aufschluss über den Zusammenhang zwischen der Elternzeitdauer und der Hausarbeitsteilung, der nach Modell 2.2 signifikant negativ ist. Eine kürzere Elternzeit geht demnach einher mit einem relativ größeren Beitrag des Mannes zur Hausarbeit, wie es verhandlungstheoretisch erwartet wurde. Die Tendenz aus Modell 1.4 wird in Modell 2.3 reproduziert: Teilt man die Wiedereinsteigerinnen nach der Dauer der Elternzeit in zwei Gruppen, dann berichten die Frauen von größerer männlicher Beteiligung im Haushalt, die maximal ein Jahr aus dem Erwerbsleben ausgestiegen waren. In Modell 2.4 wird schließlich noch einmal die Bedeutung der Vollzeiterwerbstätigkeit hervorgehoben, die die Hausarbeitsteilung zusätzlich zu Gunsten der Frauen beeinflusst.

9 Geprüft wurde ferner, ob die Inanspruchnahme und die Dauer des Elterngeldbezuges durch den Partner sowie die Höhe des Elterngeldes der befragten Mütter mit der realisierten Hausarbeitsteilung zusammenhängen. Das ist für alle drei Variablen nicht der Fall.

Zusammengefasst zeigen die empirischen Analysen den signifikanten Einfluss der Dauer der beruflichen Unterbrechung nach dem Übergang zur Erstelternschaft auf die Arbeitsteilung bei Haushaltsroutinen. Erkennbar ist, dass Mütter, die ihre Erwerbstätigkeit unter den Bedingungen des neuen Elterngeldgesetzes unterbrochen haben, am ehesten eine partnerschaftlichere Arbeitsteilung realisieren können, wenn sie dem im Gesetz angelegten Modell folgen. Unterbrechen Mütter für maximal ein Jahr und steigen dann wieder in den Beruf ein, scheinen die Anteile der Männer an der Hausarbeit größer zu sein, als wenn Frauen länger für Haushalt und Kinder zuständig sind, wie es eher dem bürgerlichen Familienmodell entspricht.

Tabelle 2: Ergebnisse der linearen Regression zur Hausarbeitsteilung – nur für Frauen, die nach der Elternzeit wieder erwerbstätig sind

	Modell 2.1		Modell 2.2		Modell 2.3		Modell 2.4	
<i>Alter</i>	0,01	(0,01)	0,00	(0,01)	0,00	(0,01)	0,00	(0,01)
<i>Ehe</i>	0,02	(0,09)	0,05	(0,09)	0,06	(0,09)	0,07	(0,09)
<i>Beide Partner deutsch</i>	0,06	(0,11)	0,06	(0,11)	0,04	(0,11)	0,06	(0,11)
<i>Wohnregion</i>								
Verdichtungsraum (Ref.)	---		---		---		---	
Strukturschwach	-0,04	(0,08)	-0,06	(0,08)	-0,07	(0,08)	-0,07	(0,08)
Ländlich	0,02	(0,08)	0,03	(0,08)	0,04	(0,08)	0,04	(0,08)
<i>Hochschulabschluss</i>	0,24***	(0,07)	0,23***	(0,07)	0,24***	(0,07)	0,24***	(0,07)
<i>Traditionelle Orientierung</i>	-0,17***	(0,04)	-0,14***	(0,04)	-0,14***	(0,04)	-0,14***	(0,04)
<i>Dauer Elternzeit</i>			-0,01**	(0,00)				
<i>Wiedereinstieg</i>								
Nach > 1 Jahr					-0,19**	(0,07)	-0,17**	(0,07)
Nach <= 1 Jahr (Ref.)					---		---	
<i>Erwerbsstatus</i>								
Vollzeit							0,17*	(0,09)
teilzeit/geringfüg. (Ref.)							---	
<i>Konstante</i>	0,90***	(0,32)	1,06***	(0,33)	0,99**	(0,32)	0,91**	(0,32)
<i>R-Quadrat</i>	0,14		0,15		0,16		0,17	
<i>Korrigiertes R-Quadrat</i>	0,12		0,13		0,13		0,14	
<i>N</i>	325		318		318		318	

Lineare Regression: B-Regressionskoeffizienten, Standardfehler in Klammern.

Signifikanz: * $p < 0,1$; ** $p < 0,05$; *** $p < 0,01$.

Quelle: ifb-Studie „Der Weg zurück – Berufsrückkehr nach einer Babypause“, 2010

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Der vorliegende Beitrag ging der Frage nach, ob unterschiedlich lange Erwerbsunterbrechungen von Müttern mit der Aufteilung der Hausarbeit in Partnerschaften signifikant zusammenhängen. Berichten Mütter, die nach einer Babypause einen raschen Wiedereinstieg in den Beruf realisiert haben, von einer partnerschaftlicheren Aufteilung, d.h. einer

größeren Beteiligung des Mannes an Haushaltsroutinen, als Mütter mit einer längeren Erwerbsunterbrechung? Untersucht wurde diese Fragestellung anhand von Daten einer repräsentativen Studie über bayerische Mütter, die im Jahr 2007 ihr erstes Kind bekamen und für die damit das neue Elterngeldgesetz der Bundesregierung galt. Diese Situation ist insofern für die Fragestellung interessant, als diesen jungen Familien die Möglichkeiten einer neuen gesetzlichen Regelung als Handlungsalternative zur Verfügung stehen und einige Familien diesem neuen Muster einer kürzeren Elternzeit folgen, während andere Familien bei der altbekannten Elternzeitregelung bleiben.

Als Hauptergebnis unserer Analysen zeigt sich, dass Mütter, die frühzeitig den Wiedereinstieg in den Beruf realisieren, d.h. entsprechend den Anreizen des neuen Elterngeldgesetzes maximal für ein Jahr ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen, ein partnerschaftlicheres Modell der Arbeitsteilung im Haushalt in ihrer Partnerschaft praktizieren, als Mütter, die eine längere berufliche Pause einlegen. Bei letzteren beteiligen sich die Väter signifikant geringer an den Routinetätigkeiten im Haushalt. Dieser Unterschied darf jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass bei den untersuchten Paaren nach wie vor ein traditionell ausgerichtetes Rollenmodell vorherrscht und sich der Beitrag der Väter zur Hausarbeit auf einem niedrigen Niveau bewegt. Darüber hinaus bestätigen unsere Auswertungen die aus der Forschungsliteratur bekannten Zusammenhänge. Bei erwerbstätigen Müttern zeigt sich eine anteilig größere Beteiligung der Väter an den vier Routinetätigkeiten Kochen, Abspülen, Putzen und Wäsche als bei nichterwerbstätigen Müttern. Je höher die Erwerbsbeteiligung der Frau ist, desto größer ist der Beitrag des Mannes an diesen Tätigkeiten. Weiterhin berichten Akademikerinnen von einer relativ höheren Beteiligung ihrer Männer an der Hausarbeit. Das Gleiche gilt für Frauen, die traditionelle Geschlechtsrollen weitgehend ablehnen.

Sicherlich lässt die Reichweite unserer Daten keine Verallgemeinerung der Befunde für Gesamtdeutschland zu. Ebenso wenig belegen unsere Befunde kausale Wirkungsmechanismen, die Erwerbsunterbrechungen und Hausarbeitsteilung miteinander verbinden. Um dies zu erreichen, wären bundesweit repräsentative Längsschnittdaten auf Paarebene über einen längeren Zeitraum nötig, die zum jetzigen Zeitpunkt jedoch nicht vorliegen. Dennoch gibt unsere Untersuchung – trotz der methodischen Einschränkungen – erste Hinweise darauf, dass die Paare, die sich Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung nach den Rahmenbedingungen des neuen Elterngeldgesetzes aufteilen, hinsichtlich der Hausarbeit weniger traditionell organisiert sind als Paare, die sich am traditionellen Drei-Phasen-Modell mit längerer Erwerbsunterbrechung der Frauen orientieren. Durch die Kontrolle der traditionellen Orientierung in den Regressionsmodellen wird zudem ein möglicher Selektionseffekt begrenzt, da man durchaus vermuten könnte, dass die traditionelle Orientierung sowohl die traditionelle Arbeitsteilung als auch die längere Erwerbsunterbrechung erklärt. Eine genauere Einschätzung solcher Drittvariablenprobleme ist ebenfalls nur mit Längsschnittdaten möglich.

Daraus folgt zweierlei: Erstens müssen zukünftige Studien versuchen, den Zusammenhang von Erwerbsunterbrechung, Inanspruchnahme von Elternzeit und Hausarbeit detaillierter zu untersuchen. Da hierüber bislang wenig bekannt ist, insbesondere darüber, wie Verhandlungs- und soziale Austauschprozesse in den Paaren konkret ablaufen, sollten groß angelegte Analysen auf vorangehenden qualitativen Detailuntersuchungen aufbauen. Diese qualitativen Studien sollten Paare über einen längeren Zeitraum begleiten, der den

Übergang zur Erstelternschaft einschließt und den Prozess der Hausarbeitsteilung umfassend nachzeichnet, einschließlich der (subjektiven) Erklärungs-, Deutungs- und Rationalisierungsprozesse beider Beziehungspartner. Gerade von der qualitativ orientierten Längsschnittforschung ist der größte Erkenntnisgewinn in diesem Forschungsfeld zu erwarten. Insbesondere wenn es um die Identifizierung der Anhalts- und Ansatzpunkte für den zwar langsamen, aber an vielen Stellen inzwischen merklichen Wandel von Geschlechterkultur, Geschlechterordnungen und Geschlechterarrangements geht.

Zweitens lässt sich aus unseren Befunden schließen, dass das mit der neuen gesetzlichen Regelung verbundene Ziel, nämlich eine stärkere Beteiligung von Vätern an der Elternzeit und damit der Betreuung und Erziehung der Kinder, verwirklicht wurde. Der Anteil der Väter in Elternzeit stieg seit der Einführung des Elterngeldes deutschlandweit von etwa 5% auf 23,6% (für die im Jahre 2009 geborenen Kinder); in Bayern lag der Anteil mit 30,2% sogar deutlich über dem Bundesdurchschnitt. Dass mit einer kürzeren Elternzeit der Frau und einer höheren Beteiligung des Mannes auch eine partnerschaftlichere Aufgabenteilung im Haushalt einhergeht, worauf unsere Befunde hindeuten, mag politisch intendiert sein, zwangsläufig ist dieser Zusammenhang jedoch nicht. Schließlich handelt es sich um zwei teilweise unterschiedliche Aufgabenbereiche, die in unterschiedlicher Weise Nutzen stiften oder Kosten verursachen. Während Hausarbeit oft als „lästige Pflicht“ wahrgenommen wird, sind Kindererziehung, Kinderbetreuung und Freizeitaktivitäten mit Kindern häufiger mit Freude verbunden. Zudem folgt die Aufteilung der Arbeiten in beiden Sphären unterschiedlichen Mechanismen. So teilen sich Paare die Kinderbetreuung häufig auf der Basis von Präferenzen oder geschlechtsspezifischen Identitäten, während über die Erledigung der Hausarbeit nur in den wenigsten Paaren explizit und prospektiv entschieden zu werden scheint (Dechant/Schulz 2011). Wer folglich empirische Beobachtungen in der Sphäre der Kinderbetreuung und -erziehung auf die Hausarbeit überträgt oder umgekehrt, begeht wahrscheinlich einen Fehler, der nach heutigem Forschungsstand nur schwer abschätzbar ist. Dies liegt daran, dass über das Verhältnis der Arbeitsbereiche und der spezifischen Verteilungsmechanismen bei der Gesamtarbeitsteilung im Paar zu wenig bekannt ist. Die politische Aussagekraft unseres Hauptergebnisses, des Zusammenhangs von Erwerbsunterbrechungsdauer und Hausarbeitsteilung – im Hinblick auf die Wirksamkeit der politischen Maßnahme zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie zur Unterstützung eines nachhaltigen Geschlechterrollenwandels – ist deswegen begrenzt. Bedeutsam ist in dieser Hinsicht jedoch der Befund zur Bildung und zu den Orientierungen: Eine hohe Bildung und eine Abkehr von traditionellen Einstellungen begünstigen eine partnerschaftlichere Hausarbeitsteilung. Nimmt man dieses Resultat ernst, besteht der erste Schritt zu einem Abbau der geschlechtsspezifischen Ungleichheiten in den Haushalten in einem grundsätzlichen Infragestellen des traditionellen Familienbildes mit seiner polaren Geschlechterrollenkonzeption und weniger in der Einführung monetärer Anreizsysteme.

Literatur

- Becker, G. S. (1998). *A treatise on the family*. Cambridge: Harvard University Press (4. Auflage).
Blau, P. M. (1964). *Exchange and power in social life*. New York: Wiley.

- Blossfeld, H.-P. & Timm, A. (Hrsg.) (2003). *Who marries whom? Educational systems as marriage markets in modern societies*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Coltrane, S. (2000). Research on household labor: Modeling and measuring the social embeddedness of routine family work. *Journal of Marriage and Family* 62, S. 1208-1233.
- Dechant, A. & Schulz, F. (2011). *Bedingungsszenarien einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung beim Übergang zur Elternschaft*. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung (Arbeitspapier).
- Huinink, J. & Röhler, H. K. A. (2005). *Liebe und Arbeit in Paarbeziehungen. Zur Erklärung geschlechtstypischer Arbeitsteilung in nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften*. Würzburg: Ergon Verlag.
- Jann, B. (2004). Diagnostik von Regressionsschätzungen bei kleinen Stichproben. In: Diekmann, A. (Hrsg.), *Methoden der Sozialforschung. 44. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 421- 452.
- Kamo, Y. (2000). „He said, she said“: Assessing discrepancies in husbands' and wives' reports on the division of household labor. *Social Science Research* 29, S. 459-476.
- Kaufmann, J.-C. (2005). *Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen*. Konstanz: UVK (2. Auflage).
- Kohler, U. & Kreuter, F. (2006). *Datenanalyse mit Stata*. München: Oldenbourg Verlag (2. Auflage).
- Kühhirt, M. (2011). Childbirth and the long-term division of labour within couples: How do substitution, bargaining power, and norms affect parents' time allocation in West Germany? *European Sociological Review*. Advance Access: doi:10.1093/esr/jcr026.
- Künzler, J. (1994). *Familiale Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit*. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Künzler, J. & Walter, W. (2001). Arbeitsteilung in Partnerschaften. Theoretische Ansätze und empirische Befunde. In: Huinink, J., Strohmeier, K. P. & Wagner, M. (Hrsg.), *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 185-218.
- Lück, D. (2009). *Der zögernde Abschied vom Patriarchat. Der Wandel von Geschlechterrollen im internationalen Vergleich*. Berlin: edition sigma.
- Ott, N. (1992). *Intrafamily bargaining and household decisions*. Berlin: Springer Verlag.
- Pfahl, S. & Reuß, S. (2009). *Das neue Elterngeld, Erfahrungen und betriebliche Nutzungsbedingungen von Vätern*. Düsseldorf: edition der Hans-Böckler-Stiftung.
- Rübenach, S. & Keller, M. (2011). Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Ergebnisse des Mikrozensus 2009. *Wirtschaft und Statistik, April 2011*, S. 329-347.
- Schulz, F. (2010). *Verbundene Lebensläufe. Partnerwahl und Arbeitsteilung zwischen neuen Ressourcenverhältnissen und traditionellen Geschlechterrollen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Statistisches Bundesamt (2011). *Öffentliche Sozialeistungen, Statistik zum Elterngeld, Gemeldete beendete Leistungsbezüge für im Jahr 2009 geborene Kinder*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Stauder, J. (2002). *Eheliche Arbeitsteilung und Ehestabilität. Eine Untersuchung mit den Daten der Mannheimer Scheidungsstudie 1996 unter Verwendung ereignisanalytischer Verfahren*. Würzburg: Ergon Verlag.
- van Berkel, M. & de Graaf, N. D. (1999). By virtue of pleasantness? Housework and the effects of education revisited. *Sociology* 33, S. 785-808.
- Wengler, A., Trappe, H. & Schmitt, C. (2009). Alles wie gehabt? Zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben in Partnerschaften. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 34, S. 57-78.

Eingereicht am/Submitted on: 09.06.2011

Angenommen am/Accepted on: 30.11.2011

Adressen der Autoren/Addresses of the authors

Dr. Florian Schulz (Korrespondenzautor/corresponding author)

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB)
der Bundesagentur für Arbeit
Regensburger Straße 104
90478 Nürnberg
Deutschland/Germany

E-Mail: florian.schulz@iab.de

Harald Rost, Diplom-Soziologe

Staatsinstitut für Familienforschung (ifb)
an der Universität Bamberg
Heinrichsdamm 4
96047 Bamberg
Deutschland/Germany

E-Mail: harald.rost@ifb.uni-bamberg.de

Claudia Zerle, Waltraud Cornelißen & Walter Bien

Das Timing der Familiengründung und dessen Folgen für Familien

The timing of family formation and its consequences for families

Zusammenfassung;

Ausgehend vom lückenhaften Forschungsstand zu den Folgen des Timing von Elternschaft für die Lebenslage, Lebensform, und Lebensführung von Müttern, Vätern und Kindern werden Hypothesen zu diesem Zusammenhang entwickelt und anschließend mit Daten des DJI-Surveys AID:A für die Familiengründungsphase überprüft. Wo möglich, werden die Befunde mit Daten aus dem Mikrozensus 2007 validiert. Der Analyse sind Überlegungen zur Definition von „früher“ und „später“ Elternschaft vorgeschaltet. Die Untersuchung zeigt, dass zentrale Aspekte der sozialen Lage und der Institutionalisierungsgrad der Paarbeziehung mit dem biografischen Zeitpunkt der Familiengründung variieren. Das Zeitbudget für das Kind und die Zufriedenheit der Eltern werden durch den biografischen Zeitpunkt der Familiengründung aber kaum beeinflusst.

Schlagwörter: Familiengründung, Elternschaft, Zeitverwendung, Zufriedenheit

Abstract:

Little is known about the consequences of the timing of family formation for the living conditions, the civil status, the conduct of life and the well-being of mothers, fathers and their children. This study is based on the DJI Survey AID:A, and the official statistics of the 2007 German Micro-census. The analysis includes considerations about the definition of “early” and “late” parenthood. Results: Living conditions, educational background, marital status and the stability of partnership vary by the timing of the first child. The timing of family formation hardly has an impact on the time that parents spend with their first child nor does it influence their contentment.

Key words: family formation, parenthood, time use, contentment

1. Einleitung

Wie in den vergangenen Jahren ging auch 2009 die durchschnittliche Zahl der Geburten von *jüngeren* Frauen zurück, während die Zahl der Geburten bei Frauen *über 33 Jahren* zunahm (Statistisches Bundesamt 2010).¹ Dieser langfristige Trend zum „Aufschub“² der Erstelternschaft ist demografisch relevant, weil er einerseits zu einer permanenten Unterschätzung der Geburtenrate (Payk/Schmider 2009; Scharein 2010)³ führt, aber auch real die Chance von Paaren verringert, erste und weitere Kinder zu bekommen (Statistisches Bundesamt 2007: 30).

Mit welchen Folgen das Timing der Familiengründung für die *Lebenslage*, *Lebensführung* und *Lebensform* der Eltern und ihrer Kinder einhergeht, fand bisher nur unsystematisch Beachtung. Deshalb soll hier der Frage nachgegangen werden, wie und mit welchen Ressourcen Elternschaft gelebt wird, wenn sie vergleichsweise früh, dem Durchschnitt entsprechend oder erst relativ spät im Lebenslauf gestartet wird. Unser Ziel ist es, einen Vergleich der Lebenslage, der Lebensführung und des Wohlbefindens von Familien in Abhängigkeit vom biografischen Zeitpunkt der Familiengründung vorzulegen. Dabei beschränken wir unsere Betrachtung auf Erwachsene, deren erstes Kind das siebte Lebensjahr noch nicht erreicht hat. So lassen sich unsere Befunde einer erweiterten Familiengründungsphase zuordnen. Wir nutzen Daten des DJI-Surveys AID:A 2009 und validieren diese mit dem Mikrozensus 2007, dem jüngsten Mikrozensus, der derzeit allgemein zugänglich ist. Im Sample sind sowohl zusammenlebende als auch alleinerziehende Mütter und Väter.⁴

2. Zur Definition „früher“ und „später“ Elternschaft

Die Studien, die es bisher zu früher und später Elternschaft gibt, arbeiten mit unterschiedlichen Altersgrenzen, dabei werden die Altersgrenzen für Mütter einer bestimmten Timing-Gruppe stets früher als die für Väter angesetzt (Block/Schmidt 2009; Heinzelmann 2003; Fthenakis 1999; Klindworth et al. 2004: 155; Marsiglio/Cohan 1997). Das Setzen von Altersgrenzen wird selten begründet. Dies soll hier aber mit dem Abwägen verschiedener Optionen geschehen.

-
- 1 Zum langfristigen Trend Engstler/Lüscher 1991
 - 2 Wir setzen das Wort „Aufschub“ in Anführungsstrichen, denn das, was in der demografischen Forschung als (aktiver) „Aufschub“ (*postponement*) bezeichnet wird, wird subjektiv sehr unterschiedlich erlebt, unter Umständen auch als verzweifeltes Warten oder später Wunsch (Herlyn/Krüger 2003; Sardadvar 2010).
 - 3 Allein die Verzögerung der Geburten im Lebenslauf hat einen negativen Einfluss auf die Zahl der Geburten pro Jahr, weil sich die Geburten – im Vergleich zu einer Phase, in der das Timing im individuellen Lebenslauf konstant bleibt – über einen längeren Zeitraum erstrecken („Tempoeffekt“, Scharein 2010).
 - 4 Wir weisen die alleziehenden Mütter und Väter nirgends gesondert aus, weil deren Fallzahlen im AID:A-Survey in den Timing-Gruppen zu gering sind.

2.1 Medizinische Nomenklatur

In der Gynäkologie wird jede Schwangerschaft nach dem 35. Lebensjahr als späte Schwangerschaft bezeichnet und galt bis in die 1980er Jahre hinein automatisch als „Risikoschwangerschaft“. Noch heute wird allen Schwangeren ab diesem Lebensalter eine Fruchtwasseruntersuchung empfohlen, was diese Altersgrenze im öffentlichen Bewusstsein fortgesetzt markiert. Viele der Risiken, die früher mit Schwangerschaften über 35 Jahren einhergingen, sind heute medizinisch allerdings deutlich besser als noch in den 1980er Jahren beherrschbar (Engstler/Lüscher 1991; Herlyn/Krüger 2003: 18). Während die ehemals fixierte Altersgrenze für späte *Mütter* ins Wanken gerät, sind Altersgrenzen für späte *Vaterschaft* in der Medizin gar nicht etabliert, auch wenn medizinische Risiken für das Kind diskutiert werden.

Schwangerschaften von unter 18-Jährigen gelten als Risikoschwangerschaften. Frühe *Vaterschaft* ist medizinisch nicht definiert. Was die frühe Elternschaft generell betrifft, scheinen in Deutschland die *sozialen* Normen deutlich rigider als die *medizinische* Problematisierung. Eine Anleihe bei der Medizin hilft also nur begrenzt, Altersgrenzen für frühe und späte Elternschaft festzulegen.

2.2 Soziale Normen

Wenig explizit, aber deshalb umso wirksamer scheint in Deutschland eine soziale Norm selbstverständlich akzeptiert, nach der Schwangerschaften minderjähriger Frauen bzw. von Frauen unter 20 Jahren hoch problematisch sind. So hält sich zum Beispiel die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zugute, dass die Zahl dieser Schwangerschaften in Deutschland im internationalen Vergleich niedrig ist, und verbucht dies als „Erfolg“ ihres breiten Präventionskonzeptes (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2009: 9). Damit kann die Bundeszentrale offenbar auf einen breiten gesellschaftlichen Konsens rekurrieren.

Eine Umfrage unter 18- bis 44-jährigen Frauen förderte wenig einheitliche Altersnormen zu Tage: „Das beste Alter (Anfangsalter) für Frauen, Kinder zu bekommen“, liegt für 31% der befragten Frauen zwischen 20 und 23 Jahren, für 46% zwischen 24 und 26 Jahren und für 10% zwischen 27 bis 29 Jahren (Institut für Demoskopie Allensbach 2004: 19)⁵. An diesen Zahlen ist ein mehrheitliches Plädoyer von Frauen für einen Einstieg in die Familiengründung abzulesen, der deutlich vor dem Durchschnittsalter von Frauen bei der Geburt des ersten Kindes von 28,8 Jahren liegt, nämlich bei 24,1 (Statistisches Bundesamt 2010; Institut für Demoskopie Allensbach 2004: 19). Die vorherrschenden Altersnormen setzen sich also in der Praxis nicht durch.

Eine von einer deutlichen Mehrheit vertretene Norm scheint darin zu bestehen, dass erst die Ausbildung und die ersten Berufsjahre abzuschließen seien, bevor man Kinder in die Welt setzen sollte. Dies meinen 85% der 18- bis 44-jährigen Bevölkerung (Institut für Demoskopie Allensbach 2004: 25). Damit ist der normativ abgesicherte „richtige“ Zeitpunkt stark von Ausbildungs- und Arbeitsmarkteffekten abhängig. Dies bedeutet, dass

5 Die restlichen Prozentanteile verteilen sich auf Antwortkategorien, die weniger als 6% der Befragten auf sich vereinen. 6% der Befragten machen darüber hinaus keine Angabe.

auch soziale Normen keine klaren Anhaltspunkte für die Festlegung von Altersgrenzen für frühe und späte Elternschaft liefern.

2.3 Empirisch begründete Altersgrenzen

Statt auf medizinische Nomenklaturen oder auf Altersnormen zu rekurrieren, wird in diesem Beitrag die empirisch ermittelbare Altersverteilung von Müttern und Vätern bei der Geburt ihres ersten Kindes zur Grundlage einer Definition gemacht. Dabei wird auf den Mikrozensus 2007 zurückgegriffen⁶: die frühesten 25 Prozent werden als „frühe“ und die spätesten 25 % als „späte“ Mütter oder Väter bezeichnet. Damit sind im folgenden Beitrag „frühe“ Mütter solche, die vor dem 25. Lebensjahr ihr erstes Kind bekommen haben, „späte“ Mütter solche, die über 32 Jahre alt waren, als sie ihr erstes Kind bekamen (vgl. Tabelle 1). Die Berechnung der Altersgrenzen erfolgt nach Geschlecht getrennt, weil die Altersverteilung deutlich mit dem Geschlecht der Eltern variiert, denn nach dieser Definition rechnen zu den frühen Vätern all jene Väter, die vor dem 29. Lebensjahr ihr erstes Kind bekommen haben. Zu den „späten“ Vätern zählen wir diejenigen, die über 35 Jahre alt waren, als sie zum ersten Mal Vater wurden (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: Altersgrenzen für frühe und späte Mutter- und Vaterschaft

Altersquartile	Bezeichnung	Alter der Mütter bei der Geburt des ältesten Kindes im Haushalt	Alter der Väter bei der Geburt des ältesten Kindes im Haushalt
untere 25%	früh	unter 25	unter 29
mittlere 50%			
obere 25 %	spät	über 32	über 35

Basis Mikrozensus 2007: Frauen und Männer mit Kindern im Haushalt, die alle noch unter 7 Jahre alt sind. Obere und untere Altersquartile bzw. -dezile

Die in Tabelle 1 aufgeführten Altersgrenzen, die sich aus den Altersquartilen mit den Daten des Mikrozensus 2007 ergeben, werden im Abschnitt 5 genutzt, um die im Abschnitt 3 entwickelten Hypothesen zu überprüfen.

6 Da im Mikrozensus nicht die leiblichen Kinder, sondern die Kinder im Haushalt erhoben werden, weist Tabelle 1 *nicht* das Alter der Mütter und Väter bei der Geburt ihres ersten Kindes aus, sondern das Alter der Frauen und Männer bei der Geburt des ältesten Kindes im Haushalt. Diese Erwachsenen werden in Tabelle 1 als „Mütter“ und „Väter“ bezeichnet.

3. Theoretische Bezüge, Stand der Forschung und Hypothesen

3.1 Theoretische Bezüge

Für die vorliegende Studie sind *Lebenslage* und *Lebensführung* zentrale theoretische Konzepte. Der DJI-Survey AID:A wurde auf der Basis des Lebenslagenansatzes entwickelt und erfasst neben der Höhe und Zusammensetzung des Haushaltseinkommens viele weitere Dimensionen, die sich heute als Standard für die Untersuchung von Lebenslagen durchgesetzt haben (vgl. z.B. BMA 2001; Mühling 2005). Für diesen Beitrag werden vier soziale Indikatoren genutzt⁷: das persönliche Einkommen, das Haushaltseinkommen, die Schulbildung und die Berufsausbildung. Damit sind neben der Einkommensarmut auch Teilhabechancen erfasst. In unserer Analyse steht die soziale Lage der *Eltern* im Vordergrund. Die ausgewählten Indikatoren lassen allerdings Rückschlüsse auf die Versorgungslage und das Wohlbefinden der Kinder zu.

Der DJI-Survey AID:A ist ferner vom Konzept der (*familialen*) *Lebensführung* geleitet (vgl. zum Beispiel Jürgens 2001; Jurczyk et al. 2009). Als Konzept, mit dem die alltägliche Koordinierung von Tätigkeiten des einzelnen und der Familienmitglieder gefasst wird, hat es sich bisher vor allem zur theoretischen Orientierung *qualitativer* Studien bewährt. Mit dem DJI-Survey AID:A liegt nun ein großer quantitativer Datensatz vor, der sich dem Alltag von Familien nähert. In diesem Beitrag werden aus diesem Variablenkomplex speziell die Zeit von Eltern für ihre Kinder, die Zufriedenheit der Eltern mit ihrer Zeitverwendung, die Sicherung eines günstigen Familienklimas und von Glück in der Paarbeziehung analysiert. Diese Auswahl wurde getroffen, um Hypothesen zu überprüfen, die sich aus dem vorliegenden Forschungsstand ergeben (vgl. 3.2 und 3.3). Da die Familiengründung Paaren oft Anlass zu einer Retraditionalisierung der innerfamilialen Arbeitsteilung bietet (Schulz/Blossfeld 2006), scheint eine *geschlechtsspezifische* Betrachtungsweise der Lebenslage, der Zeitverwendung und Zufriedenheit von Eltern unerlässlich.

3.2 Zum Forschungsstand

Es gibt in Deutschland eine ganze Reihe von Untersuchungen, die sich mit *frühen* und wenige, die sich mit *späten* Eltern befasst haben. Zusammen erzeugen sie ein disparates Wissen, das noch keine Vergleichbarkeit der Lebenslage, Lebensform und Lebensführung von Eltern gewährleistet, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten eine Familie gründen. Dazu trägt auch bei, dass die Altersgrenzen für frühe und späte Elternschaft immer wieder anders gesetzt wurden und die Untersuchungen oft nur spezielle Teilpopulationen einbezogen, etwa solche, die über spezielle Bildungs- oder Hilfeinrichtungen erreichbar waren. Zudem fällt auf, dass sich die meisten Untersuchungen auf die *Mütter* konzentrieren. Über die vom Timing der Familiengründung abhängige Lebenssituation und die Lebensführung früher, „mittlerer“ und später *Väter* wissen wir noch sehr wenig.

7 Auf die Nutzung weiterer Indikatoren für die soziale Lage der Eltern wurde hier verzichtet, um die Komplexität der Analyse zu beschränken.

Was die *sehr frühe* Mutterschaft betrifft, ist bekannt, dass sie in Deutschland, etwa im Vergleich zu den USA, sehr selten ist: Die Zahl der Schwangerschaften speziell von 15- bis 19-jährigen Frauen liegt in Deutschland mit 16 pro 1.000 Frauen im internationalen Vergleich (USA 84 pro 1.000) extrem niedrig (Schmidt 2009: 23; Spies 2010). Mehrere deutsche Studien verweisen auf eine zumeist sehr prekäre Lebenssituation minderjähriger Mütter (Friedrich/Remberg 2005; Spies 2009; Anslinger 2009; Matthiesen/Schmidt 2009; Block/Schmidt 2009). Das Sozialprofil minderjähriger Schwangerer und Mütter sowie ihrer Partner ist durch häufiger einfache Schulbildung, oft fehlende Berufsausbildungen und überdurchschnittlich häufige Arbeitslosigkeit geprägt (Matthiesen/Schmidt 2009; Block/Schmidt 2009). An der zumeist prekären Situation *minderjähriger Mütter* sind kaum Zweifel angebracht. Ihre Entwicklungs- und Teilhabechancen sind zumindest in der Phase, in der ihre Kinder noch klein sind, gering.⁸ Die ungünstige ökonomische Situation junger Mütter ist allerdings nicht nur eine *Folge* früher Mutterschaft, sondern auch als deren *Entstehungskontext* von Relevanz (Bonell 2004; Friese 2008; Hobcraft 2008).

Über die *frühen Väter* weiß man in Deutschland sehr wenig. Einen Hinweis auf ihre Lebenssituation gibt die Untersuchung von Klindworth, Walter und Helfferich (2004). Hier zeigt sich, dass Männer, die früh ihr erstes Kind zeugten, überdurchschnittlich häufig nur eine kurze Schulbildung haben, sich früh in den Arbeitsmarkt integrieren und häufiger in Ostdeutschland leben. Weiterhin beeinflusst eine früh eingegangene Partnerschaft, ein konkreter Kinderwunsch und das nichteheliche Zusammenleben oder die Eheschließung vor dem 25. Lebensjahr die Wahrscheinlichkeit, „früh“ ein Kind zu zeugen (Klindworth et al. 2004).⁹

Während minderjährige Mütter relativ viel Interesse auf sich gezogen haben, wissen wir über die spezifische Lebenssituation der Mütter, die nach dem 18. Lebensjahr und dennoch vor dem Durchschnitt der Mütter ihr erstes Kind bekommen haben, noch wenig. Ihre Zahl geht von Jahr zu Jahr zurück (vgl. Statistisches Bundesamt 2010), ohne dass wir sagen können, unter welchen Bedingungen sie und ihre Partner mit ihren Kindern leben.

Relativ gut sind wir über die Gruppe der Eltern im Studium informiert. Sie sind allerdings keine altershomogene Gruppe (Cornelißen/Fox 2007; Middendorf 2008; Helfferich et al. 2007). Auch die Gruppe der späten Mütter hat Interesse auf sich gezogen (Herlyn/Krüger 2003). Mütter, die ihr erstes Kind mit 35 Jahren oder später bekommen, so stellt Heinzlmann auf der Basis von Daten des Sozio-ökonomischen Panels 1998 fest, hätten im Durchschnitt deutlich häufiger Abitur oder Hochschulreife, seien beruflich besser qualifiziert als frühere Mütter und meist bis zur Mutterschaft berufstätig. Nach der Geburt verzichteten die späten Mütter häufiger auf eine Erwerbstätigkeit als die früheren. Überdurchschnittlich viele der späten Mütter seien verheiratet (Heinzlmann 2003: 65ff). Fossen-Schlichtinger stellt fest, dass späte Mütter, die ihr erstes Kind erst jenseits der 40

8 Aus pädagogischer Sicht wird die mangelnde gesellschaftliche Akzeptanz minderjähriger Mütter und die damit verbundene Ausgrenzung als kennzeichnend für die Situation dieser Mütter beschrieben (Spies 2010) und dafür plädiert, frühe Mutterschaft auch als Entwicklungschance für junge Frauen zu verstehen (Stauber 2010) und ihnen Ausbildungsangebote zu machen, deren Nutzung sie mit der Verantwortung für ein Kind vereinbaren können (Friese 2008).

9 Stauber macht zu Recht darauf aufmerksam, dass es auch innerhalb der frühen Mütter und Väter eine Varianz der Lebenslagen und Lebensformen gibt. Soziale Herkunft, Bildungsstand, sozioökonomische Lage und die Stabilität der Partnerschaft sind auch in dieser Gruppe nicht homogen (Stauber 2010: 88).

bekämen, zufriedener seien, häufiger nach guter Ausbildung in ökonomischer Sicherheit und in einer stabilen Partnerschaft lebten. Sie könnten insgesamt ein Familienklima schaffen, das für ihre Kinder „gesünder“ sei (Fosen-Schlichtinger 2006: 65). Auf eine amerikanische Befragung von spät geborenen Kindern rekurrierend (Yarrow 1991) hebt Fthenakis bezogen auf späte *Väter* hervor, dass auch sie ihren Kindern ökonomisch und affektiv-emotional relativ günstige Bedingungen böten, in stabileren Beziehung lebten, über größere berufliche und finanzielle Sicherheit verfügten und sich daraus eine größere Flexibilität in ihrer Zeitplanung ergäbe. Entsprechend könnten die späten Väter mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen als andere (Yarrow 1991).

Es gibt also einige Anhaltspunkte für die Annahme, dass die Lebenslage, Lebensform und Lebensführung von Familien mit dem *Timing* der Familiengründung variiert. Allerdings sind die vorliegenden Befunde noch lückenhaft und auf Grund des kulturellen Zusammenhangs und des Zeitpunkts ihrer Erhebung auch nicht ohne weiteres auf das Deutschland von heute übertragbar. Die vorliegenden Befunde sind Ausgangspunkt für die folgenden Hypothesen.

3.3 Hypothesen

1. Frühe Eltern haben häufig nur eine einfache Schulbildung. Bei späterer Familiengründung verfügen Eltern über qualifiziertere Schul- und Berufsabschlüsse.
2. Frühe (Erst-)Elternschaft birgt hohe ökonomische Risiken. Eine spätere Familiengründung sichert Eltern und Kind eine zunehmend bessere ökonomische Situation.
3. Bei früher Familiengründung ist die Beziehung der Eltern weniger stabil. Bei späterer Familiengründung ist die Beziehung der Eltern stabiler und häufiger durch eine Ehe abgesichert. Die Kinder später Eltern leben häufiger mit beiden Elternteilen zusammen.
4. Die frühen Mütter und Väter sind häufiger als die „mittleren“ und späten noch nicht in den Arbeitsmarkt integriert. Die späten Mütter unterbrechen häufiger ihre Erwerbsarbeit nach der Geburt des ersten Kindes länger und geben sie häufiger ganz auf.
5. Sind die Eltern bei der Geburt ihres ersten Kindes bereits älter, so können sie ein günstigeres Familienklima schaffen. Späte Väter wie Mütter nehmen sich mehr Zeit für ihre Kinder.

4. Zur Datengrundlage

Wir greifen für unsere Analyse auf zwei unterschiedliche Datensätze zurück. Im Vordergrund stehen Daten der aktuellen Studie „Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten“ (AID:A), die 2009 am Deutschen Jugendinstitut durchgeführt wurde¹⁰. Zusätzlich werden Daten des Mikrozensus 2007 verwandt.

10 Im Jahre 2009 wurde deutschlandweit eine repräsentative Einwohnermeldeamtsstichprobe von etwa 25.000 Zielpersonen zwischen 0 und 55 Jahren gezogen. Die 9- bis 55-Jährigen wurde mit Hilfe von

Der Mikrozensus 2007, der zum Zeitpunkt der Analyse jüngste allgemein zugängliche Datensatz des Mikrozensus hat den Vorteil, mit einer sehr großen Stichprobe, repräsentative Aussagen zu erlauben. Er eignet sich, die Verteilung spezifischer Gruppen in der Gesamtbevölkerung, auch relativ kleiner Gruppen, zutreffend zu schätzen. Bei der vorgegebenen Fragestellung erweisen sich allerdings zwei seiner Eigenschaften als größere Mängel: *Erstens* wird Elternschaft generell nach dem Koresidenzprinzip erfasst. D.h. Frauen und Männer sind nur dann als Eltern identifizierbar, wenn sie mit Kindern zusammen wohnen. So werden multilokale Familien gar nicht erfasst und manche Haushaltsgemeinschaft wird als Familie deklariert, ohne dass sie dies auch ihrer Blutsverwandtschaft oder ihrem Selbstverständnis gemäß ist.¹¹ *Zweitens* findet man in den Mikrozensus-Daten nur sehr wenige Informationen zu relevanten Aspekten familialer Lebensführung und Zufriedenheit.

In den Daten von AID:A sind dagegen die leiblichen Kinder aller Befragten unabhängig davon, wo sie leben, erfasst. Für die Teilstichprobe der 18- bis 55-jährigen Befragten wurden die Lebenslage und vielfältige Aspekte familialer Lebensführung und Zufriedenheit erhoben. Zu berücksichtigen ist aber, dass AID:A als empirische Querschnittbefragung die typischen Eigenschaften und Selektivitäten von Surveys aufweist. Die befragten Mütter und Väter verfügen daher, im Vergleich zur Gesamtbevölkerung, über ein eher überdurchschnittliches Bildungsniveau und damit auch überdurchschnittliche finanzielle Ressourcen. Vor diesem Hintergrund müssen alle weiteren Ergebnisse betrachtet werden¹².

5. Befunde zur Lebenslage, Lebensform, Zeitverwendung und zum Wohlbefinden von Familien in Abhängigkeit vom biographischen Zeitpunkt der Familiengründung

Im Folgenden werden Daten zur Lebenslage, Lebensform, Zeitverwendung und zum Wohlbefinden früher, „mittlerer“ und später Väter und Mütter aus dem DJI-Survey AID:A präsentiert und, soweit dies möglich ist mit dem Mikrozensus 2007 abgeglichen. Die Daten aus dem Mikrozensus finden sich überwiegend in den Fußnoten wieder.

computerassistierten Telefoninterviews (CATI) befragt. Für die jüngeren Zielpersonen antwortete ein Elternteil, meist die Mutter, ebenfalls im Telefoninterview.

- 11 Da Kinder nach der Trennung ihrer Eltern deutlich häufiger bei ihren Müttern als bei ihren Vätern leben, werden die Väter schlechter erfasst, evtl. werden Männern (auch manchen Frauen) Kinder zugeordnet, die nicht ihre leiblichen sind und für die sie auch sozial keinen Vater (bzw. keine Mutter) darstellen.
- 12 Insofern ist es wichtig zu prüfen, ob sich im Mikrozensus bei vergleichbaren Variablen die gleichen Unterschiede zwischen den Timing-Gruppen ergeben.

5.1 Lebenslage von Familien in Abhängigkeit vom biographischen Zeitpunkt der Familiengründung

Wie dem vorliegenden Forschungsstand entsprechend zu erwarten war, unterscheiden sich die frühen Mütter in ausgewählten soziodemographischen Variablen wie Schulbildung, Einkommen und Lebensform deutlich von den späten Müttern, zum Teil aber auch signifikant von den „mittleren“ Müttern¹³ (vgl. Tabelle A1 im Anhang)¹⁴. Ähnliches gilt für die Väter (vgl. Tabelle A2 im Anhang): Die drei Timing-Gruppen befinden sich in unterschiedlichen sozialen Lagen.

Zur Schulbildung

Die frühen Mütter haben häufiger als die späten Mütter nur einen Haupt- oder Realschulabschluss absolviert (vgl. Tabelle A1)¹⁵. Die mittleren Mütter liegen mit ihren Bildungsressourcen zwischen den beiden Extremgruppen¹⁶. Folgt man dem Forschungsstand, so kommen für diese Rangfolge drei Ursachen in Frage: *Erstens*: Jugendlichen mit schlechten Schulabschlüssen werden im Durchschnitt früher Eltern, zum Beispiel, weil sie weniger konsequent verhüten oder weil ihnen ihre fehlenden oder schlechten Schulabschlüsse wenig Perspektiven auf Anerkennung im beruflichen Bereich liefern. Unter diesen Umständen ist die Familiengründung eine alternative Strategie überhaupt einen Erwachsenenstatus zu erwerben (Friese 2008; Spies 2010). *Zweitens*: Mit ihrem jüngeren Alter ist bei frühen Eltern auf Grund der institutionalisierten Schulzeit eine geringere Chance verbunden, schon anspruchsvolle Abschlüsse gemacht zu haben. *Drittens*: Eine begonnene Ausbildung kann nach der Familiengründung nicht ohne weiteres fortgesetzt werden (Anslinger 2009; Cornelißen/Fox 2007; Friese 2008).

Die späten Mütter haben in der Familiengründungsphase erwartungsgemäß die anspruchsvollsten Bildungsabschlüsse, welche langfristig mit höheren Erwerbs- und Einkommenschancen einhergehen. Bei den Vätern zeichnet sich die gleiche Tendenz ab.¹⁷

13 Gerechnet wurden mit den AID:A-Daten für jedes Geschlecht zwei multinomiale logistische Regressionen, bei denen einmal jeweils die frühen Mütter bzw. Väter die Referenzkategorie darstellten und einmal die späten Mütter bzw. Väter.

14 Zur Interpretation der multinomial logistischen Regression müssen bei kategorialen unabhängigen Variablen zwei Referenzkategorien berücksichtigt werden, also eine Kategorie der abhängigen Variable und eine Kategorie der unabhängigen Variable (im Modell durch 0 gekennzeichnet). Die exakte Interpretation erfolgt folgendermaßen: Die Chance, eher den frühen als den späten Müttern anzugehören, ist bei einer Person mit Mittlerer Reife, gegenüber einer Person mit Abitur, 3,92-fach größer.

15 In der multinomial logistischen Regression zeigen sich, gegen die Referenzkategorie „Abitur“ getestet, signifikante Effekte nur bei der „„Mittleren Reife““.

16 Dies geht aus einem zweiten Modell mit der Referenzkategorie „frühe Mütter“ hervor. Es ermöglicht einen direkten Vergleich der „mittleren“ mit den frühen Müttern (ohne Abbildung).

17 Auch mit den Mikrozensusdaten lässt sich die erste Hypothese bestätigen: Laut *Mikrozensus* haben frühe Mütter häufiger, nämlich in 40,5% aller Fälle nur einen Hauptschulabschluss. Unter den Müttern, die ihr erstes Kind später bekommen, ist dieser Anteil deutlich geringer, bei den späten Müttern, die nach dem 32. Lebensjahr ihr erstes Kind bekamen, liegt er bei 18,6%. Umgekehrt ist der Anteil der Mütter mit Hochschulreife bei den frühen Müttern mit 9,5% sehr gering. Er steigt mit dem Alter der Mütter bei der Geburt ihres ersten Kindes und liegt bei den späten Müttern bei 39,2%.

Auch die frühen Väter haben, verglichen mit den späten, ein niedrigeres Bildungsniveau zu verzeichnen und häufiger als diese eine Haupt- oder Realschule abgeschlossen (vgl. Tabelle A2). Die mittleren Väter hingegen unterscheiden sich nicht signifikant von den späten Vätern. Beide Gruppen sind, ihre Bildungsressourcen betreffend, ähnlich ausgestattet und setzen sich hierdurch von den frühen Vätern ab.¹⁸ Insgesamt haben sich die Väter zum Zeitpunkt der Familiengründung bessere Startvoraussetzungen für das Erwerbsleben geschaffen als die Mütter. Dies dürfte eine Folge der im Durchschnitt biografisch früheren Familiengründung von Frauen sein, macht aber auch deutlich, wie sehr gerade bei Männern die Norm verankert ist, eine Familiengründung erst nach Abschluss von Schule und Ausbildung zu verwirklichen (vgl. Zerle/Krok 2008). Die ungleichen Startchancen dürften nicht selten für die Arbeitsteilung der Eltern relevant werden.

Zum Einkommen und zur Erwerbsbeteiligung

Hatten schon die Untersuchungen zu den Schwangerschaften von Müttern unter 18 Jahren gezeigt, dass die Situation von sehr frühen Müttern aus ökonomischer Sicht ausgesprochen prekär ist, so zeigt sich auch in den AID:A-Daten ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Alter der Mütter bei der Geburt ihres ersten Kindes und dem persönlichen sowie dem Haushaltsnettoeinkommen (vgl. Tabelle A1): Die frühen Mütter haben häufiger als die späten Mütter kein eigenes Einkommen oder ein geringeres persönliches Nettoeinkommen. Auch das Nettohaushaltseinkommen der frühen Mütter liegt niedriger.¹⁹ Die Einkommen der „mittleren“ Mütter liegen ebenfalls unter denen der späten Mütter, die „mittleren“ Mütter stehen jedoch finanziell besser da als die frühen Mütter. Auch die Finanzausstattung der frühen Väter liegt unter jener der mittleren und der späten Väter: Die frühen Väter haben ein geringeres persönliches Nettoeinkommen als die späten Väter; die „mittleren“ Väter und die späten Väter verfügen über ähnliche Einkommen. Was das Nettohaushaltseinkommen betrifft, liegt das der frühen und „mittleren“ Väter unter dem der späten Väter. Die deskriptiven Befunde legen nahe, dass das geringe Haushaltseinkommen der frühen Eltern wesentlich durch den hohen Anteil (22,2%) an frühen Müttern bedingt ist, die über kein eigenes Einkommen verfügen (vgl. Tabelle 2).

Ähnlich variiert in den Mikrozensusdaten auch die Schulbildung der Väter in der Familiengründungsphase mit dem Zeitpunkt ihrer ersten Vaterschaft.

- 18 Das zweite Modell, das den Vergleich der „mittleren“ mit den frühen Vätern ermöglicht (ohne Ausbildung) zeigt, dass sich die „mittleren“ Väter signifikant von den frühen Vätern unterscheiden. Im Mikrozensus wird deutlich, dass auch unter den Vätern die erwartete Rangordnung der Timing-Gruppen zu finden ist und sich die „mittleren“ von den späten Vätern weniger unterscheiden, als die frühen und die „mittleren“. Unter den frühen Vätern haben 41,2% nur einen Hauptschulabschluss und nur 14,3% eine Hochschulreife unter den „mittleren“ Vätern haben 36,7% nur einen Hauptschulabschluss und 31,6% eine Hochschulreife, unter den späten haben sich nur 26,7% auf einen Hauptschulabschluss beschränkt und 36,2% haben das (Fach-)Abitur.
- 19 Im Mikrozensus 2007 zeigt sich ebenfalls ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Alter der Eltern bei der Geburt ihres ersten Kindes und dem Haushaltseinkommen. Wenn Mütter früh mit der Familiengründung beginnen, so hat dies für den Lebensstandard ihres Kindes noch deutlich häufiger gravierende Folgen als wenn Väter verhältnismäßig früh eine Familie gründen. 22,5% der frühen Mütter lebt mit einem Haushaltseinkommen unter 1.100 €. Dasselbe gilt für 7,4% der „mittleren“ Mütter und für 5,5% der späten. Bei den Vätern besteht dieser Zusammenhang in den Mikrozensusdaten auch; allerdings liegt selbst bei den frühen Vätern der Anteil derer, die mit einem Haushaltseinkommen unter 1.100 € leben, nur bei 7,7%, bei den späten bei nur 2,2%.

Tabelle 2: Persönliches Nettoeinkommen früher, mittlerer und später Eltern

	Mütter			Väter		
	Frühe 18-24	Mittlere 25-32	Späte 33+	Frühe 18-29	Mittlere 29-35	Späte 36+
kein eigenes Einkommen	22,2	18,1	7,1	2,3	0,5	1,1
unter 1000 Euro	58,1	51,7	43,8	19,9	4,9	2,1
1000-1999 Euro	17,1	24,5	32,1	48,3	32,8	26,3
2000 Euro und mehr	2,6	5,7	17,0	29,5	61,7	70,5
Gesamt	100	100	100	100	100	100
(N)	(117)	(441)	(112)	(176)	(183)	(95)

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-Jährige mit leiblichen Kindern unter 7 Jahren; N=1.124 (ungewichtete Daten); Angaben in Prozent

Auch mittlere Mütter haben häufiger kein eigenes Einkommen. Bei den späten Müttern hingegen tragen nur 7,1% gar nicht zum Familieneinkommen bei. Insgesamt verfügen die frühen und „mittleren“ Mütter über geringere Einkommen als die späten. Auch bei den Vätern zeigen sich zwischen den Timing-Gruppen große Unterschiede: Zwar finden sich in allen Gruppen kaum Väter ohne eigenes Einkommen, aber die Anteile der Väter mit höheren Einkommen steigen über die Gruppen hinweg stark an. Der Geschlechtervergleich zeigt, dass in jeder Altersgruppe deutlich mehr Mütter als Väter gänzlich ohne eigenes Einkommen leben. Diese Diskrepanzen weisen auf die relativ traditionelle Arbeitsteilung in Haushalten hin, in denen nur Kinder unter sieben Jahren leben. Zum Befragungszeitpunkt sind 60% der frühen Mütter und 41,2% der späten nicht erwerbstätig. Damit bestätigt sich die Hypothese, die nach Befunden von Heinzelmann mit Daten von 1998 aufgestellt wurde, nicht: Späte Mütter sind heute in der Familiengründungsphase besser in den Arbeitsmarkt integriert als frühe und mittlere Mütter.²⁰

Die Erwerbsquoten der Väter liegen, gleich in welcher Timing-Gruppe, deutlich über denen der Mütter. Gleichzeitig erweist sich die Situation der frühen Väter als besonders ungünstig: Mit 25,4% ist – gemessen an den anderen Vätern – ein verhältnismäßig großer Anteil der frühen Väter zum Befragungszeitpunkt nicht erwerbstätig. Die Situation der frühen Mütter ist also zweifellos besonders prekär, aber auch die frühen Väter sind noch vergleichsweise wenig ökonomisch abgesichert und im Vergleich zu den anderen Vätern noch verhältnismäßig schlecht in den Arbeitsmarkt integriert. Da ein hoher Prozentsatz der ersten Kinder früher Mütter auch einen frühen Vater hat, nämlich 69%, kumulieren bei einem großen Teil der jungen Familien ökonomische Risikolagen und ungünstige Erwerbschancen.

Zum Familienstand und zur Form des Zusammenlebens

Wie zu erwarten war, sind in biografisch früh gegründeten Familien die Beziehungen der Eltern weniger stabil und seltener durch eine Ehe institutionalisiert. Laut Mikrozensus 2007 sind 38% der frühen Mütter und 24% der frühen Väter bis zur Einschulung ihres ersten Kindes noch ledig. Dasselbe gilt nur für 17% der späten Mütter und 10% der späten

²⁰ Die Daten des Mikrozensus zeigen ebenfalls, dass die späten Mütter in der Familiengründungsphase häufiger als die jüngeren einer Beschäftigung nachgehen. Ihre Erwerbsquote liegt hier bei 52%, die der „mittleren“ Mütter bei 49%, die der frühen bei nur 33%.

Väter. In den AID:A-Daten zeigt sich der wenig stabile Charakter der Paarbeziehungen früher Eltern auch darin, dass ein Viertel der frühen Mütter und Väter zum Befragungszeitpunkt getrennt vom anderen Elternteil ihres ersten Kindes lebt (vgl. Tabelle 3). Zwischen den Geschlechtern zeigen sich in dieser Hinsicht also keine Unterschiede. Es zeigt sich aber, dass die Mütter und Väter, die ihr erstes Kind später bekommen haben, deutlich häufiger noch mit dem anderen Elternteil ihres ersten Kindes zusammen leben. Die Daten bestätigen also die dritte Hypothese.

Tabelle 3: Lebensformen früher, mittlerer und später Eltern

Prozentualer Anteil derer, die...	Mütter			Väter		
	Frühe 18-24	Mittlere 25-32	Späte 33+	Frühe 18-29	Mittlere 29-35	Späte 36+
... noch mit dem anderen Elternteil zusammen sind	74,6	94,8	95,1	76,9	99,2	97,6
... mit einem Partner im Haushalt leben	75,0	94,5	94,0	76,9	98,1	94,9
... mit dem Kind im gemeinsamen Haushalt leben	100	100	99,2	74,4	97,3	94,3
N	124	478	133	117	264	174

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-Jährige mit leiblichen Kindern unter 7 Jahren; N=1.290 (gewichtet auf 18-55); Angaben in Prozent

Für die Kinder früher Eltern bedeutet dies, dass sie seltener als die Kinder anderer Timing-Gruppen die Gelegenheit haben, mit beiden Elternteilen zusammen aufzuwachsen. Sie bleiben in der hier beschriebenen Familienphase fast immer bei den Müttern. Fast ein Viertel der frühen Väter lebt schon bald nach der Geburt ihres ersten Kindes nicht mehr mit diesem zusammen (vgl. Tabelle 3).

Wie erwartet, variieren mit dem Timing der Erstelternschaft wichtige Aspekte der sozialen Lage von Eltern und ihren Kindern. Dabei erweist sich die Situation früher Eltern als weniger gefestigt. Schon wenn das Timing dem Durchschnitt entspricht, nicht erst bei später Elternschaft, befinden sich die Familien zum großen Teil in einer vergleichsweise stabilen Situation,

5.3 Zeitverwendung von Eltern in Abhängigkeit vom biographischen Zeitpunkt der Familiengründung

Viele Studien – am deutlichsten jedoch die diversen Auswertungen der Zeitbudgeterhebungen des Statistischen Bundesamtes – haben belegt, dass sich die Zeitverwendung von Frauen und Männern für verschiedene Aufgabenbereiche seit den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts leicht angeglichen hat. Frauen leisten heute etwas mehr Erwerbsarbeit als Anfang der 1990er Jahre und sie haben den Umfang ihrer Haus- und Sorgearbeit etwas reduziert. Die Zeitbudgets der Männer haben sich nur minimal gewandelt (Statistisches Bundesamt 2003: 14). In Paarhaushalten mit Kindern leisteten Männer eine Stunde und 9 Minuten Kinderbetreuung als Hauptaktivität, Frauen in Paarhaushalten dagegen 2 Stunden 43 Minuten und alleinerziehende Frauen gut drei Stunden (Statistisches Bundesamt 2003: 22). Bezogen auf die Kinderbetreuung als gleichzeitige Aktivität neben anderen scheint die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen noch deutlicher geschlechtsspezifisch geprägt. In dieser Lebensform verbringen Frauen dreimal so viel Zeit wie Männer mit ihren Kindern (ibd.).

Hier wird nun betrachtet, was frühe und späte Mütter und Väter im AID:A-Survey *ers-tens* über den (geschätzten) zeitlichen Umfang ihrer aktiven Zeit mit ihrem Kind bzw. den Kindern berichten. *Zweitens* wird auf die Zufriedenheit der Eltern mit der Zeitverwendung in relevanten Bereichen der Work-Life-Balance eingegangen und *drittens* wird das subjektive Wohlbefinden der Befragten in den Blick genommen. Bei dieser Analyse ist zu beachten, dass die Zeit für Kinder durch die Erwerbszeiten von Eltern strukturiert und limitiert wird. Dabei schwanken die Erwerbsquoten der Väter laut Mikrozensus zwischen 85% und 94%, die der Mütter zwischen 33% und 52%. Die frühen Väter und Mütter weisen im Vergleich zu den anderen Timing-Gruppen des gleichen Geschlechtes jeweils die geringsten Erwerbsquoten auf, unter den Müttern sind die späten (!) und unter den Vätern die „mittleren“ am häufigsten erwerbstätig. Während die Teilzeitquote der erwerbstätigen Väter zwischen 5% und 8% liegt, liegt sie bei den Müttern unabhängig vom Timing der Mutterschaft deutlich höher, nämlich bei 57% bzw. 58%.

Zeitverwendung mit den Kindern

Die Daten zur Zeitverwendung mit den Kindern bestätigen den Sonntag eindeutig als Familientag (vgl. Tab. 4): die Mütter und Väter verbringen dann sehr viel Zeit mit ihren Kindern – und das relativ unabhängig vom Timing der Familiengründung. 60 bis 70% der Mütter und 50 bis 60% der Väter sind an Sonntagen „mehr als 5 Stunden“ mit ihren Kindern aktiv; zwischen 30 und 40% der Eltern verbringen nach eigenen Angaben zumindest „3 bis 5 Stunden“ mit ihnen. Wesentliche Geschlechterunterschiede zeigen sich nicht; keinesfalls kompensieren die Väter aber ihre Zeitknappheit während der Woche mit einem ausgiebigeren Zeitvertreib mit den Kindern am Wochenende. Bei Vollzeit erwerbstätigen Müttern hingegen (v.a. den späten Müttern) scheint dies anders: Verglichen mit dem Durchschnitt der Mütter schätzen sie sich als aktiver ein und übertreffen das Engagement der Väter deutlich. Bis zu 90% geben an, an Sonntagen „mehr als 5 Stunden“ mit ihren Kindern aktiv zu sein²¹.

Tabelle 4: Wie viele Stunden beschäftigen Sie sich an Sonntagen aktiv mit Ihrem Kind?

	Mütter			Väter		
	Frühe 18-24	Mittlere 25-32	Späte 33+	Frühe 18-29	Mittlere 29-35	Späte 36+
Aktiv an Sonntagen						
Gar nicht	–	–	–	1,1	0,4	–
Circa eine halbe Stunde	–	–	–	–	–	–
Circa eine Stunde	–	–	–	4,6	0,4	–
1 bis 2 Stunden	5,8	4,8	3,7	5,7	3,9	3,1
3 bis 5 Stunden	31,9	31,1	28,0	41,4	36,0	36,4
Mehr als 5 Stunden	62,3	64,2	68,3	47,1	59,3	60,5
Gesamt	100	100	100	100	100	100
N	70	399	243	86	257	164

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-Jährige mit leiblichen Kindern unter 7 Jahren in einem gemeinsamen Haushalt mit dem Befragten; N=1.219 (gewichtet auf 18-55); Angaben in Prozent

21 Ohne Abbildung. Diese Werte können nur als Hinweis interpretiert werden. Für eine tiefere Analyse reichen hier die Fallzahlen nicht aus.

Werktags sind die Mütter aktiver als die Väter: Während in allen drei Timing-Gruppen ein Drittel der Mütter selbst an Werktagen „mehr als 5 Stunden“ aktiv mit dem Kind verbringt, trifft dies nur auf bestenfalls 10% der Väter zu (vgl. Tabelle 5). Etwa einem Viertel der Mütter und der Hälfte der Väter bleiben unter der Woche nur weniger als zwei gemeinsam aktiv verbrachte Stunden mit ihrem Kind. Verglichen mit der täglichen Zeit am Arbeitsplatz ist das wenig. Dennoch ist der Umfang des berichteten Engagements während der Woche auch für die Väter als sehr hoch einzuschätzen – immerhin arbeiten etwa 90% der „mittleren“ und späten Väter und 70% der frühen Väter in Vollzeit. Nach der Arbeit finden knapp 30 bis 40% der Väter werktags noch die Zeit, sich „mehr als 3 Stunden“ aktiv mit dem Kind zu beschäftigen. Dies entspricht den Befunden von Grunow (2007), die eine starke Ausweitung des Engagements der Väter an den Wochenenden und nach Feierabend sieht.

Tabelle 5: Zeit mit und für Kinder in Abhängigkeit vom Timing der (Erst-)Elternschaft

	Mütter			Väter		
	Frühe 18-24	Mittlere 25-32	Späte 33+	Frühe 18-29	Mittlere 29-35	Späte 36+
Aktiv an Werktagen						
Gar nicht	–	–	–	1,2	0,4	0,0
Circa eine halbe Stunde	–	1,0	0,8	3,5	8,6	4,9
Circa eine Stunde	7,1	4,5	1,6	17,4	13,6	18,9
1 bis 2 Stunden	20,0	19,5	20,6	37,2	49,8	42,1
3 bis 5 Stunden	37,1	37,3	42,8	33,7	23,0	23,8
Mehr als 5 Stunden	35,7	37,6	34,2	7,0	4,7	10,4
Gesamt	100	100	100	100	100	100
N	70	86	399	257	243	164

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-Jährige mit leiblichen Kindern unter 7 Jahren in einem gemeinsamen Haushalt mit dem Befragten; N=1.219 (gewichtet auf 18-55); Angaben in Prozent

Vergleicht man ausschließlich das werktägliche Engagement *Vollzeit* erwerbstätiger Mütter mit dem der Väter für ihre Kinder, verringert sich der Unterschied zwischen den Geschlechtern maßgeblich: Die Mütter sind ähnlich selten wie die Väter in der Kategorie „mehr als fünf Stunden“ zu finden, verbringen aber dennoch häufiger als die Väter zumindest „drei bis fünf Stunden“ am Tag mit den Kindern. Trotz voller Erwerbseinbindung scheinen die Mütter auch an Werktagen engagierter zu sein.²² Dies muss kein unmittelbarer Effekt eines geschlechtsspezifischen Verständnisses von Elternschaft sein, sondern kann zumindest auch ein Effekt der längeren Arbeitszeit Vollzeit erwerbstätiger Väter im Vergleich zu Vollzeit erwerbstätigen Müttern sein, denn Vollzeit erwerbstätige Väter arbeiten, den AID:A-Daten zufolge, im Mittel vier Stunden pro Woche mehr als Vollzeit erwerbstätige Mütter.

Das zeitliche Engagement der Eltern für ihre Kindern erweist sich als weitgehend unabhängig vom Timing der ersten Elternschaft, zeigt sich aber als Resultat des Umfangs der Erwerbsarbeit. Die geringere berufliche Einbindung früher Mütter und Väter führt nicht zu einem höheren Zeitbudget von frühen Eltern für ihre Kinder. Die Hypothese,

22 Ohne Abbildung. Auch dies ist aufgrund der geringen Fallzahlen nur als Hinweis zu werten.

dass späte Eltern mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen als frühe, trifft allenfalls für die Zeitverwendung an Wochenenden zu, lässt sich für die Werktage aber nicht bestätigen.

Zufriedenheit mit der Zeitverwendung

Frühe, „mittlere“ und späte Eltern sind ähnlich zufrieden mit der Zeitverwendung für ihre Kinder, aber es gibt deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede: Nur 13 bis 20% der Mütter geben an, zu wenig Zeit mit ihren Kindern zu verbringen (vgl. Tab. 6). Bei den Vätern ist das Niveau der Unzufriedenheit deutlich höher und liegt zwischen 40 und 50%. Es entspricht etwa der Zeitknappheit, welche von Vollzeit erwerbstätigen Müttern berichtet wird. So erhöhen sich die Anteile der (mit ihrer Zeit für Kinder) unzufriedenen Mütter auf 30 bis 45%, wenn die Unterschiede im Erwerbsumfang zwischen den Geschlechtern konstant gehalten werden.

Zu viel Zeit wenden die Eltern ihrer Ansicht nach für den Beruf auf: Während der Anteil an allen Müttern, die angeben, zu viel Zeit für den Beruf zu verwenden, zwischen 15 und 34% liegt, sind es bei den Vollzeit erwerbstätigen Müttern zwischen 30 und 60% – mit einem deutlichen Unterschied zwischen den frühen und „mittleren“ Müttern einerseits und den späten Müttern andererseits. Möglicherweise haben die späten Mütter wegen ihrer tendenziell höheren Bildung Tätigkeiten, die mit mehr Überstunden einhergehen. Auch bei den Vätern gibt ein hoher Anteil (30 bis 42%) an, zu viel Zeit für den Beruf zu verwenden²³. Über zu wenig Zeit für den Partner berichten 43 bis 70% der Eltern. Dabei sind die späten Eltern tendenziell unzufriedener und die Mütter unzufriedener als die Väter²⁴. Zu knapp scheint den Eltern die persönliche Freizeit und die Zeit für die Freunde zu werden: Ein enorm hoher Anteil von 60 bis 76% gibt an, zu wenig Zeit für diese Bereiche zu verwenden. Auch hierbei sind die späten Eltern etwas unzufriedener als die frühen Eltern. Mit dem persönlichen Freizeitbudget sind die späten Väter weniger zufrieden als die späten Mütter, jedoch zufriedener als die Vollzeit erwerbstätigen Mütter.

Tabelle 6: Zufriedenheit mit der Zeitverwendung in ausgewählten Bereichen der Work-Life-Balance

Prozentualer Anteil an...	Mütter			Väter		
	Frühe 18-24	Mittlere 25-32	Späte 33+	Frühe 18-29	Mittlere 29-35	Späte 36+
... zu wenig Zeit für die Kinder	20,0	13,0	17,5	46,0	48,7	41,7
... zu viel Zeit für den Beruf	15,6	12,8	33,6	29,5	42,1	42,1
... zu wenig Zeit für den Partner	45,6	56,7	69,4	43,0	46,2	49,4
... zu wenig persönliche Freizeit	64,3	72,4	74,0	58,0	72,1	76,4
... zu wenig Zeit für die Freunde	64,3	62,3	65,7	60,9	63,0	75,9
N je Zelle für 100%	70	87	399	263	246	175

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-Jährige mit leiblichen Kindern unter 7 Jahren in einem gemeinsamen Haushalt mit dem Befragten; N=1.240 (gewichtet auf 18-55); Angaben in Prozent

23 Die Unterschiede zwischen den Timing-Gruppen sind auf dem 5%-Niveau nicht signifikant.

24 Betrachtet man nur die Vollzeit erwerbstätigen Mütter erhöht sich der Zusammenhang noch etwas, ist aber wegen der geringen Fallzahlen nicht mehr signifikant.

Insgesamt lässt sich resümieren, dass in allen Timing-Gruppen die Zeit, die für den Beruf aufgewendet wird, vor allem bei den Vollzeit erwerbstätigen Müttern und Vätern, häufig als zu viel, die Zeit für die Kinder hingegen eher als zu wenig eingeschätzt wird. Am unzufriedensten sind Eltern jedoch mit ihrer zu knappen persönlichen Freizeit und ihrer Zeit für Freunde. Späte Mütter vermissen sehr häufig auch Zeit für ihren Partner.

Wohlbefinden

Familie und Partnerschaften leisten einen wichtigen Beitrag zur emotionalen Stabilisierung von Menschen, können aber auch ein Ort emotionaler Belastung sein (vgl. Jurczyk et al. 2009). Dem Wohlbefinden in Familie und Partnerschaft gilt daher in der Analyse familialer Lebensführung besondere Aufmerksamkeit. Das durchschnittliche Familienklima²⁵ liegt in den für AID:A befragten Familien mit einem Mittelwert²⁶ von 1,7 bei den Müttern und 1,6 bei den Vätern sehr hoch. Es wird von den frühen Eltern genauso gut bewertet wie von den späten Eltern. Den frühen Eltern, die zusammen bleiben, gelingt es offenbar genauso gut wie den späten, ein für sie angenehmes Familienklima zu erzeugen (vgl. Tab. 7).

Tabelle 7: Wohlbefinden von frühen, „mittleren“ und späten Eltern (Mittelwerte aus einer einfaktoriellen Varianzanalyse)

	Mütter			Väter		
	Frühe 18-24	Mittlere 25-32	Späte 33+	Frühe 18-29	Mittlere 29-35	Späte 36+
Mittelwerte						
Familienklima	1,7	1,6	1,7	1,6	1,6	1,7
Glück in der Partnerschaft	1,8	1,6	1,8	1,6	1,5	1,7
N je Zelle für 100%	70	87	399	263	246	175

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-Jährige mit leiblichen Kindern unter 7 Jahren; N=1.239 (gewichtet auf 18-55)

Dies zeigt sich auch in der Wahrnehmung der eigenen Partnerschaft. Auch diese wird von allen Timing-Gruppen insgesamt als sehr positiv wahrgenommen und die Mittelwerte²⁷ liegen mit 1,7 bei den Müttern und 1,6 bei den Vätern sehr hoch. Gestritten wird nur bei 10 bis 15% der Paare häufig, wobei es den Paaren nach eigenen Angaben meist leicht fällt, eine Lösung für das Problem zu finden. Damit zeigen sich in Bezug auf die Partnerschaftsqualität, sowohl bei den Müttern als auch bei den Vätern, keine signifikanten Unterschiede in Abhängigkeit von dem Timing der ersten Elternschaft.

25 In AID:A wurde eine spezielle Skala zum Familienklima (Engfer 1978) abgefragt, die aus fünf einzelnen Items besteht: „Ich bin gerne mit meiner Familie zusammen“, „In unserer Familie können wir über alles sprechen“, „In unserer Familie geht jeder seinen eigenen Weg“, „In unserer Familie kommt es zu Reibereien“ und „In unserer Familie haben wir viel Spaß miteinander“.

26 Auf einer Skala, die Werte zwischen 1 (bedeutet ein sehr gutes Klima) und vier (bedeutet ein schlechtes Klima) annehmen kann.

27 Auf einer Skala, die Werte zwischen 1 (sehr glücklich) und 6 (sehr unglücklich) annehmen kann.

6. Fazit

Mit dem Rückgriff auf zwei sehr unterschiedliche Datensätze war es möglich zu zeigen, wie die Lebenslage und Lebensführung von Familien mit dem Zeitpunkt der Familiengründung variiert. Mit Bezug auf die eingangs formulierten Hypothesen lässt sich festhalten: Frühe Elternschaft geht – auch wenn man diese Timing-Gruppe nicht so eng fasst wie bei den Untersuchungen über minderjährige Mütter – mit einer schlechten Ressourcenausstattung, wie einem einfachen Bildungsniveau, einer schlechteren Einbindung in den Arbeitsmarkt und damit auch einer schlechteren ökonomischen Situation einher. Die Konsumspielräume und Teilhabechancen früher Eltern (und ihrer Kinder) sind damit geringer als die anderer Timing-Gruppen. Auch die Paar- und Familienkonstellation früher Eltern ist weniger stabil. Frühe Eltern sind seltener verheiratet und leben häufiger vom anderen Elternteil ihres ältesten leiblichen Kindes getrennt. Die Kinder früher Eltern haben also seltener Gelegenheit, mit beiden Eltern gemeinsam aufzuwachsen.

Weitgehend unabhängig vom Timing der Familiengründung zeigen sich die aktiv mit den Kindern verbrachte Zeit sowie das Familien- und Partnerschaftsklima. Allen Timing-Gruppen scheint es zu gelingen, eine gute Atmosphäre in der Familie zu schaffen. Dass späte Eltern in dieser Hinsicht besonders erfolgreich wären, kann durch unsere Analyse nicht bestätigt werden (vgl. Hypothese 5). Ebenfalls entgegen den vorliegenden Befunden und entgegen den in Hypothese 5 formulierten Erwartungen nehmen sich späte Eltern nicht mehr Zeit für ihre Kinder als die jüngeren. Sie meinen allerdings besonders häufig, zu viel Zeit für den Beruf zu verwenden. Bei den späten Müttern kann dies mit ihrer im Vergleich zu den jungen und „mittleren“ Müttern sehr viel stärkeren Erwerbseinbindung erklärt werden.

Weitere Unterschiede, die soziale Lagen betreffend, zeigen sich zwischen den Geschlechtern: Vor allem eine frühe Mutterschaft geht mit einer geringen Ressourcenausstattung einher. Viele frühe Mütter bekommen ein erstes Kind, ohne zuvor sicher im Erwerbsleben verankert zu sein. Aber auch mittlere und späte Mütter sind seltener erwerbstätig als Väter der gleichen Timing-Gruppe. Trotz des vergleichsweise hohen Ausbildungsniveaus später Mütter tragen auch bei dieser Timing-Gruppe zumeist die *Mütter* das Risiko, nach Erwerbsunterbrechungen und Teilzeitphasen beruflich ins Abseits zu geraten. Väter hingegen riskieren, dass sie nach dem Scheitern der Partnerschaft, aus der ihr erstes Kind hervorgegangen ist, mit dem Kind nicht mehr zusammen leben können. Dies erfahren frühe Väter besonders häufig.

Die Befunde machen deutlich, dass frühe Elternschaft häufig mit instabilen Partnerschafts- und Familienformen sowie geringeren ökonomischen und Bildungsressourcen einher geht. Vor diesem Hintergrund erscheint der Trend zum Aufschub der Familiengründung in ein höheres Alter rational. Eine subjektiv befriedigendere Work-Life-Balance und mehr Zeit für ihre Kinder sind allerdings auch späten Eltern nicht vergönnt. Im Gegenteil: späte Eltern sind mit ihrer Zeitverwendung besonders häufig unzufrieden.

Literatur

- Anslinger, E. (2009). *Junge Mütter im dualen System der Berufsbildung. Potenziale und Hindernisse*. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag (Reihe Berufsbildung, Arbeit und Innovation. Dissertationen/Habilitationen, Band 16).

- Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (BMA) (Hrsg.) (2001). *Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung*, Bundestagsdrucksache Nr. 14/5990.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (2009). *Vorwort*. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), *Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch bei minderjährigen Frauen. Eine Studie im Auftrag des Bundesverbandes der pro familia, gefördert durch die BZgA*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, S. 9 (Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung).
- Block, K., Schmidt, G. (2009). Jugendliche Schwangere und ihre Partner. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), *Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch bei minderjährigen Frauen. Eine Studie im Auftrag des Bundesverbandes der pro familia, gefördert durch die BZgA*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, S. 41-57 (Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung).
- Bonell, Chris (2004). Why is teenage pregnancy conceptualized as a social problem? A review of quantitative research from the USA and UK, *Culture, Health and Sexuality*, 6, 3, S. 255-272.
- Cornelißen, W. & Fox, K. (Hrsg.) (2007). *Studieren mit Kind. Die Vereinbarkeit von Studium und Elternschaft: Lebenssituationen, Maßnahmen und Handlungsperspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Schriften des Deutschen Jugendinstituts: Gender).
- Engstler, H. & Lüscher, K. (1991). Späte erste Mutterschaft. Ein neues biographisches Muster der Familiengründung? *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 17, 4, S. 433-460.
- Fosen-Schlichtinger, P. (2006). Späte Mütter. *Psychologie heute*, 33, 2, S. 62-65.
- Friedrich, M. & Remberg, A. (unter Mitarbeit von Geserick, C.) (2005). *Wenn Teenager Eltern werden ... Lebenssituation jugendlicher Schwangerer und Mütter sowie jugendlicher Paare mit Kind*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung).
- Friese, M. (2008). *Kompetenzentwicklung für junge Mütter. Förderansätze der beruflichen Bildung*. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag.
- Fthenakis, W. E. et al. (1999). *Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie*. Opladen: Leske + Budrich (herausgegeben von der LBS-Initiative Junge Familie).
- Grunow, D. (2007). Wandel der Geschlechterrollen und Väterhandeln im Alltag. In: Mühling, T. & Rost, H. (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 49-76.
- Heinzelmann, C. (2003). Zum Sozialprofil später Mütter. In: Herlyn, I. & Krüger, D. (Hrsg.), *Späte Mütter. Eine empirisch-biographische Untersuchung in West- und Ostdeutschland*. Opladen: Leske + Budrich, S. 63-82.
- Helfferich, C. Hendel-Kramer, A. & Wehner, N. (2007). „Irgendwas muss leiden ...“ – Zeit und Zeitplanung studierender Eltern. In: W. Cornelißen, W. & Fox, K. (Hrsg.), *Studieren mit Kind: die Vereinbarkeit von Studium und Elternschaft: Lebenssituationen, Maßnahmen und Handlungsperspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 51-68 (Schriftenreihe des Deutschen Jugendinstituts: Gender).
- Herlyn, I., & Krüger, D. (2003). *Späte Mütter. Eine empirisch-biographische Untersuchung in West- und Ostdeutschland*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hobcraft, J. (2008). The timing and partnership context of becoming a parent: Cohort and gender commonalities and differences in childhood antecedents. *Demographic Research*, 19, S. 1281-1322.
- Institut für Demoskopie Allensbach (2004). Einflussfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der 18- bis 44-jährigen Bevölkerung. http://www.ifd-allensbach.de/pdf/akt_0407.pdf [Stand; 2007-09-26].
- Jurczyk, K., Keddi, B., Lange, A. & Zerle, C. (2009). Zur Herstellung von Familie. Wie sich die Alltagspraxis von Vätern, Müttern und Kindern erforschen lässt – ein Werkstattbericht. *DJI Bulletin*, 82, *Bulletin Plus*.
- Jürgens, K. (2001). Familiäre Lebensführung. In: Voß, G. & Wehrich, M. (Hrsg.), *Tagaus, tagein. Neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher Lebensführung*. München/Mehring: Rainer Hampp Verlag, S. 33-60.

- Klindworth, H., Walter, W. & Helfferich, C. (2004). Frühe erste Vaterschaft. Ein intendierter, passender Übergang? In: Tölke A. & Hank, K. (Hrsg.), *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 152-177 (Sonderheft 4 der Zeitschrift für Familienforschung).
- Marsiglio, W. & Cohan, M. (1997). Young fathers and child development. In: Lamb, M. E. (Hrsg.), *The role of the father in child development*. New York: John Wiley & Sons, S. 227-244.
- Matthiesen, S., Schmidt, G. (2009). Ausgang der Schwangerschaft. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), *Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch bei minderjährigen Frauen. Eine Studie im Auftrag des Bundesverbandes der pro familia, gefördert durch die BZgA*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, S. 59-68 (Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung).
- Middendorff, E. (2008). *Studieren mit Kind. Ergebnisse der 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch HIS Hochschul-Informationssystem*. Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) <http://www.stuki-hu.de/docs/18sozialerhebung0308.pdf> [Stand: 2011-01-25].
- Mühling, T. (2005). Lebenslagen von Niedrigeinkommenshaushalten – eine Analyse des NIEP. *Zeitschrift für Familienforschung*, 17, 2, S. 167-188.
- Payk, B. & Schmider, A. (2009). Kinder? Jetzt nicht! – Aber wann dann? Wie Arbeitsplatzunsicherheit die Familiengründung beeinträchtigt. *Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg*, 8, S. 11-14.
- Scharein, M. G. (2010). Kommen die Kinder immer später, so verzerrt das die Statistik... – Zur Schätzung und Interpretation der durchschnittlichen Kinderzahl je Frau. *Bevölkerungsforschung Aktuell*, 4, S. 22-23.
- Schmidt, G. (2009). Jugendsexualität und Jugendschwangerschaften: Zeitliche Trends. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), *Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch bei minderjährigen Frauen. Eine Studie im Auftrag des Bundesverbandes der pro familia, gefördert durch die BZgA*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, S. 13-27 (Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung).
- Schulz, F. & Blossfeld, H.-P. (2006). Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58, 1, 23-49.
- Spies, A. (2009). Frühe Mutterschaft. Junge Frauen im Klammergriff von Normen, Mythen und Struktur. *Sozial Extra*, 33, 5/6, S. 15-19.
- Spies, A. (2010). Frühe Mutterschaft – Eine pädagogische Herausforderung der besonderen Art. Einleitung. In: Spies, A. (Hrsg.), *Frühe Mutterschaft. Die Bandbreite der Perspektiven und Aufgaben angesichts einer ungewöhnlichen Lebenssituation*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 9-24.
- Statistisches Bundesamt (2003). *Statistik der Geburten*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt & Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2003). *Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (2007). *Geburten in Deutschland*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Publikationen/Fachveroeffentlichungen/Bevoelkerung/BroschuereGeburtenDeutschland,property=file.pdf> [Stand: 2010-10-31].
- Statistisches Bundesamt (2010). *Pressemeldung Nr. 414 des Statistischen Bundesamtes vom 12.11.2010*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Stauber, B. (2010): Unter widrigen Umständen – Entscheidungsfindungsprozesse junger Frauen und Männer im Hinblick auf Familiengründung. In: Spies, A. (Hrsg.), *Frühe Mutterschaft. Die Bandbreite der Perspektiven und Aufgaben angesichts einer ungewöhnlichen Lebenssituation*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Yarrow, A. L. (1991). *Latecomers. Children of parents over 35*. New York: The Free Press.
- Zerle, C. & Krok, I. (2008). *Null Bock auf Familie? Der schwierige Weg junger Männer in die Vaterschaft*. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung (Bertelsmann Stiftung, Hrsg.).

Eingereicht am/Submitted on: 27.05.2011
 Angenommen am/Accepted on: 14.09.2011

Anschrift der Autorinnen und des Autors/Addresses of the authors:

Claudia Zerle-Elsäßer, Diplom-Soziologin
 PD Dr. Waltraud Cornelissen
 Dr. Walter Bien

Deutsches Jugendinstitut (DJI)
 Nockherstraße 2
 81541 München
 Deutschland/Germany

E-Mail: zerle@dji.de
 cornelissen@dji.de
 bien@dji.de

Anhang

Tabelle A1: Multinomial logistische Regression, Mütter, Referenzkategorie=späte Mütter

Prädiktoren	Odds Ratios	
	Frühe Mütter	Mittlere Mütter
Höchster Schulabschluss		
Hauptschulabschluss (1)	2,26	0,79
Mittlere Reife/ Realschulabschluss (2)	3,92***	1,91**
Fachhochschulreife (3)	1,65	1,27
Abitur (0)	.	.
Persönliches Nettoeinkommen		
Kein eigenes Einkommen (1)	18,22***	4,35***
Unter 999 Euro (2)	7,30**	1,96*
1000 bis 1999 (3)	3,30	1,51
2000 und mehr (0)	.	.
Nettohaushaltseinkommen		
Unter 1999 Euro (1)	3,34**	2,67**
2000 bis 3999 (2)	1,93	2,16***
4000 Euro und mehr (0)	.	.
Noch mit dem Vater des Kindes zusammen		
Ja (1)	0,18***	0,93
Nein (0)	.	.

*p<0.1, **p<0.05 ***p<0.01. Das Gesamtmodell ist signifikant (0.000). Die Modellaufklärung ist moderat (Nagelkerkes R²=0,198). N=650 (davon 115 frühe Mütter, 427 mittlere Mütter und 108 späte Mütter)

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-Jährige mit leiblichen Kindern unter 7 Jahren; N=1.239

Tabelle A2: Multinomial logistische Regression, Väter, Referenzkategorie späte Väter

Prädiktoren	Odds Ratios	
	Frühe Väter	Mittlere Väter
Höchster Schulabschluss		
Hauptschulabschluss (1) ²⁸	1,78	0,52
Mittlere Reife/ Realschulabschluss (2)	2,71***	1,02
Fachhochschulreife (3)	1,99	0,76
Abitur (0)	.	.
Persönliches Nettoeinkommen		
Unter 999 Euro (1)	12,41***	1,36
1000 bis 1999 (2)	2,31**	1,07
2000 und mehr (0)	.	.
Nettohaushaltseinkommen		
Unter 1999 Euro (1)	4,29**	3,34*
2000 bis 3999 (2)	3,81***	2,20***
4000 Euro und mehr (0)	.	.
Noch mit der Mutter des Kindes zusammen		
Ja (1)	0,08**	0,95
Nein (0)	.	.

*p<0.1, **p<0.05 ***p<0.01. Das Gesamtmodell ist signifikant (0.000). Die Modellaufklärung ist in Ordnung (Nagelkerkes $R^2=0,302$).

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-Jährige mit leiblichen Kindern unter 7 Jahren; N=1.239

28 Die Interpretation der multinomial logistischen Regression ist etwas kompliziert, weil bei kategorialen unabhängigen Variablen zwei Referenzkategorien vorliegen, also eine Kategorie der abhängigen Variable und eine Kategorie der unabhängigen Variable (im Modell durch 0 gekennzeichnet). Die Interpretation erfolgt folgendermaßen: Die Chance, eher den frühen als den späten Müttern anzugehören, ist bei einer Person mit Hauptschulabschluss, gegenüber einer Person mit Abitur, 7,45 fach größer.

Ulrike Zartler

Die Kernfamilie als Ideal. Zur Konstruktion von Scheidung und Nachscheidungsfamilien¹

The nuclear family as an ideal. A view on constructing divorce and post-divorce families

Zusammenfassung:

Vor dem Hintergrund hoher Scheidungsraten und veränderter sozialwissenschaftlicher Konzepte wird die Frage gestellt, wie Kinder und Eltern Scheidungen sowie familiäre Lebensformen vor und nach einer Scheidung konstruieren. Basierend auf einer österreichischen qualitativen Befragung von 50 zehnjährigen Kindern und ihren Eltern (n = 71) zeigt sich, dass Scheidung überwiegend als Auflösung der Familie konstruiert wird. Kernfamilien werden, basierend auf den Aspekten Normalität, Komplementarität und Stabilität, als vorteilhafteste Lebensform wahrgenommen. Ein-Eltern-Familien werden als defizitär und benachteiligt konstruiert, während Stieffamilien aufgrund der alltäglichen Präsenz von zwei Elternpersonen positiver betrachtet werden. Die Ergebnisse verweisen auf eine Orientierung am Desorganisationsmodell, eine Hierarchisierung von Lebensformen sowie haushaltszentrierte und familienstrukturell fokussierte Konzeptionen. Auswirkungen und Implikationen dieser Ergebnisse für Sozialpolitik und Familienforschung werden diskutiert.

Abstract:

Against the backdrop of high divorce rates and changing concepts in the social sciences, the issue is addressed as to how children and families construct divorce and patterns of family life prior and subsequent to divorce. Based on an Austrian qualitative survey of 50 ten-year old children and their respective parents (n=71), it can be shown that divorce is predominantly constructed as a disintegration of the family. Based upon the dimensions of normalcy, complementarity and stability, nuclear families are being perceived as the most advantageous form of living together as a family. Whereas single-parent families are constructed as being both deficient and disadvantaged, stepfamilies are seen in a more positive light which, in turn, is due to the everyday presence of two parents in those families. These findings indicate that the interviewees orientate themselves along the lines of the model of disorganization, hierarchized ways of family life, and family concepts that are household-centered and focus primarily on family structures. Finally, the implications and repercussions of these findings for family policies and family research are being discussed.

1 Für wertvolle Kommentare danke ich den anonymen Gutachter(inne)n. Mein herzlicher Dank für die Diskussion früherer Versionen gilt Lieselotte Wilk, Cornelia Schadler, Barbara Haas sowie Elisabeth Scheibelhofer.

Schlagworte: Scheidung, Kinder geschiedener Eltern, Ein-Eltern-Familie, Stieffamilie, Kernfamilie, qualitative Interviews

Key words: divorce, children of divorce, single-parent families, stepfamilies, nuclear families, qualitative interviews

1. Einleitung

Im Verlauf der letzten Jahrzehnte sind die Scheidungszahlen in nahezu allen europäischen Ländern angestiegen. Im Zuge dieser Entwicklung ist auch eine steigende normative Akzeptanz von Scheidung zu beobachten, die sich sowohl in Einstellungsumfragen (Wernhart/Neuwirth 2007; Hamachers-Zuba et al. 2009) als auch in einem veränderten sozialwissenschaftlichen Verständnis abbildet (Théry 1988; Herzer 1998; Hill/Kopp 1999): die Betrachtung von Scheidung als dysfunktionales, die Familie auflösendes Ereignis im Rahmen eines Desorganisationsmodells wurde durch Reorganisationsmodelle abgelöst, welche Scheidung als normativ akzeptierten Prozess in der Familienentwicklung betrachten. Diese Entwicklungen deuten darauf hin, dass wir eine „neue Ära von Scheidungskonzeptionen“ (Adams/Coltrane 2007: 17) betreten haben: von der Konstruktion von Scheidung als defizitärem Ereignis hin zu Scheidung als gesellschaftlich akzeptiertem Phänomen, das kaum normative Benachteiligungen mit sich bringt. Gleichzeitig verweisen Forschungsarbeiten aus dem Bereich der Familienrhetorik (Lüscher 1997; Cyprian 2003) auf die weiterhin bestehende Bedeutung der Kernfamilie als hegemoniales Familienleitbild.

Wie werden nun angesichts einer gestiegenen normativen Akzeptanz von Scheidungen familiale Leitbilder und Vorstellungen über familiale Lebensformen konstruiert? Basierend auf qualitativen Interviews mit zehnjährigen Kindern und deren Eltern (Zartler et al. 2009) wird die Frage gestellt, wie diese Scheidung, Kernfamilien und Nachscheidungsfamilien (Stieffamilien, Ein-Eltern-Familien²) konstruieren. Zugrunde liegt eine sozialkonstruktivistische Herangehensweise, welche die subjektiven Deutungsmuster in den Vordergrund rückt (Berger/Kellner 1965; Berger/Luckmann 1969). Der Beitrag bezieht sich auf Scheidungen von Paaren mit minderjährigen Kindern sowie auf die Zuschreibungen der Befragten an die Fähigkeiten und Möglichkeiten unterschiedlicher familialer Lebensformen, eine förderliche Umgebung für Kinder bereitzustellen. Die Ergebnisse bisher vorliegender Arbeiten zur Konstruktion und Konfiguration von Scheidung und Nachscheidungsfamilien (Schmitz/Schmidt-Denter 1999; Smart et al. 2001; Roe et al. 2006; Castrén 2008, Zartler 2011) werden in dieser Analyse erweitert.

2 Stieffamilien und Ein-Eltern-Familien können auch andere Entstehungsursachen haben; häufig stehen sie jedoch in Zusammenhang mit einer Scheidung bzw. Trennung. Aufgrund ihrer Etablierung im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs werden die Begrifflichkeiten Stieffamilie, Ein-Eltern-Familie bzw. Alleinerziehende verwendet. Es wird darauf hingewiesen, dass diese bereits negative Konnotationen bzw. defizitäre Zuschreibungen implizieren.

2. Sichtweisen über Scheidung: empirische Befunde und theoretische Konzeptionen

Europäische Länder weisen heute deutlich höhere Scheidungsraten auf als vor einigen Jahrzehnten (OECD 2010). Dies gilt auch für Österreich: Betrug die Gesamtscheidungsrate³ im Jahr 1961 noch 14% (Statistik Austria 2011c), so liegt sie im Jahr 2010 bei 43%. Knapp zwei Drittel (62%) der Scheidungen des Jahres 2010 betrafen Ehen mit Kindern, rund 14.000 minderjährige Kinder erlebten in diesem Jahr die Scheidung ihrer Eltern (Statistik Austria 2011a). Das „Scheidungsrisiko“ aus Sicht der Kinder, d.h. die Wahrscheinlichkeit, vor dem 18. Geburtstag eine Scheidung der Eltern zu erleben, betrug 20%⁴. Die häufigste Familienform, in der Kinder nach einer elterlichen Trennung oder Scheidung leben, ist die mütterliche Ein-Eltern-Familie. 13% aller österreichischen Kinder unter 15 Jahren lebten im Jahr 2010 in einer Ein-Eltern-Familie, davon 94% mit einer alleinerziehenden Mutter und 6% mit einem alleinerziehenden Vater⁵ (Statistik Austria 2011b, 70). Insgesamt waren 14,6% aller Familien mit Kindern unter 15 Jahren Ein-Eltern-Familien (Statistik Austria 2011b: 70). Stieffamilien machten 9,7% aller Paarfamilien mit Kindern unter 15 Jahren aus; jedes zehnte Kind dieser Altersgruppe lebte in einer Stieffamilie (Statistik Austria 2011b: 80, 85).

Einstellungsumfragen verweisen auf eine europaweit steigende gesellschaftliche Akzeptanz von Scheidungen, wobei Scheidungen kinderloser Ehen breitere Akzeptanz finden als solche in Familien mit Kindern (Halman et al. 2005; Diefenbach/Opp 2007; Kalmijn/Uunk 2007; Toth/Kemmelmeier 2009). In Österreich stimmen 83% der im Rahmen des ISSP (International Social Survey Programme) Befragten der Aussage zu, dass eine Scheidung im Allgemeinen die beste Möglichkeit zum Umgang mit unlösbaren Eheproblemen darstellt (Wernhart/Neuwirth 2007). Auch die europäische Wertestudie zeigt zunehmend permissivere Haltungen gegenüber Scheidung: Während im Jahr 1990 ein Drittel (32%) eine Scheidung keinesfalls in Ordnung fand, galt dies 2008 für ein Fünftel (22%) (Hamachers-Zuba et al. 2009).

In der sozialwissenschaftlichen Forschung ist eine grundlegende Veränderung theoretischer Perspektiven festzustellen. Scheidung wurde bis weit ins 20. Jahrhundert im Rahmen eines Defizit- oder Desorganisationsmodells als moralische Verfehlung gesehen, welche die Auflösung familialer Beziehungen, die Übertragung des Sorgerechts auf einen Elternteil und eine untergeordnete Rolle des anderen implizierte (Théry 1988; Herzer 1998; Hill/Kopp 1999). Seit den 1980er Jahren wird Scheidung im Rahmen eines Transitions- oder Reorganisationsmodells als normativ akzeptierte Veränderung betrachtet, welche eine Neuorganisation des familialen Beziehungssystems bedeutet und weiterhin beide Elternteile inkludiert (Cowan/Hetherington 1991; Fthenakis 1995; Amato 2000). Entspre-

3 Die Gesamtscheidungsrate gibt an, wie viele der im Berichtsjahr geschlossenen Ehen bei gleichbleibendem Scheidungsverhalten voraussichtlich künftig geschieden werden.

4 Auskunft von Anita Mikulasek, Statistik Austria, 20.6.2011.

5 Vier von zehn dieser Kinder hatten geschiedene Eltern, in ebenso vielen Fällen war der alleinerziehende Elternteil ledig, wobei vermutlich zum Teil eine Trennung vorausgegangen war. Weitere 15,6% der unter 15-Jährigen in Ein-Eltern-Familien hatten einen verheirateten, aber getrennt lebenden Elternteil; in 3,5% der Fälle war der alleinerziehende Elternteil verwitwet (Statistik Austria 2011b: 81).

chend haben sich auch die Sichtweisen, wie Kinder geschiedener Eltern sozialwissenschaftlich betrachtet werden, verändert: Sie werden nicht länger als passive Opfer einer elterlichen Scheidung gesehen, sondern als aktive, eigenständige Subjekte, die ihr Leben kompetent mitgestalten können (Smart et al. 2001; Flowerdew/Neale 2003; Robinson et al. 2003; Smith et al. 2003).

Trotz dieser Entwicklungen auf der Einstellungsebene und im sozialwissenschaftlichen Diskurs werden auch normierend-moralisierende Tendenzen sichtbar (Coltrane/Adams 2003). Familienrhetorische Arbeiten (Lüscher et al. 1989; Lüscher 1997; Cyprian 2003) verweisen darauf, dass Familiendefinitionen oftmals ehezentriert, heteronormativ bzw. auf die Eltern-Kind-Beziehung fokussiert sind (Oswald et al. 2005; Nave-Herz 2006; Schneider 2008; Lange/Kränzl-Nagl 2010). Die Kernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und gemeinsamen Kindern, fungiert weiterhin als „ideologischer Code“ (Smith 1993) und als Vergleichsfolie in normativer, kultureller, rechtlicher und politischer Hinsicht. Sie zeichnet sich als hegemoniales Familienleitbild ab (Toppe 2009) und wird für das Aufwachsen von Kindern vielfach als beste Umgebung betrachtet, auch wenn differenzierte Forschungsbefunde dem entgegen stehen (Röhr-Sendlmeier/Greubel 2004; Wendt/Walper 2007; Schneewind/Walper 2008; Alt/Lange 2001). Darüber hinaus gibt es zahlreiche Hinweise auf kritische Haltungen gegenüber Nachscheidungsfamilien (Miles/Servaty-Seib 2010; Moon 2011), wie z.B. eine Benachteiligung von Kindern geschiedener Eltern im Urteil ihrer Lehrer(innen) (Sander et al. 2005), eine negative Charakterisierung von Ein-Eltern-Familien (Moxnes 2003; Usdansky 2009) und der Ausrichtung ihres Familienlebens an kernfamilialen Strukturen (Nelson 2006). Aus Kindersicht zeigt sich, dass bestimmte nicht-kernfamiliale Lebensformen, wie Stieffamilien oder alleinerziehende Mütter mit einem nicht im Haushalt lebenden Partner, von Kindern vielfach nicht als Familien wahrgenommen werden (Rigg/Pryor 2007) und dass die Familiendefinitionen von Kindern – weitgehend unabhängig von der Lebensform, in der sie selbst aufwachsen – oftmals kernfamiliale Strukturen widerspiegeln (Watson/Amgott-Kwan 1984; Anyan/Pryor 2002; Alt/Lange 2004).

3. Datenbasis

Die empirische Grundlage dieses Beitrags ist eine qualitative Erhebung mit 50 zehnjährigen Kindern (20 Jungen, 30 Mädchen) und ihren Eltern (71 Eltern, davon 25 Väter und 46 Mütter) (Zartler et al. 2009). Die Befragung von Kindern und ihren Eltern ermöglicht die Erfassung multipler Perspektiven innerhalb einer Familie (Ribbens McCarthy et al. 2003; Dekovic/Buist 2005; Harden et al. 2010; Zartler 2010). Zu berücksichtigen ist aufgrund des Alters der befragten Kinder, dass soziale Werte und Normen zunächst vorwiegend in der Familie erlernt werden (Hurrelmann 2002; Geulen 2010) und diese das kindliche „Weltbild über das Sein in Familie“ beeinflusst (Hölscher 2008, 758, Hervorhebung im Original). Zehnjährige Kinder befinden sich aus entwicklungstheoretischer Sicht (Piaget 1972; Kohlberg 1974; Oerter/Montada 2008; Miller 2011) kognitiv am Übergang zur Phase der formalen Operationen, wo abstraktes Denken möglich wird. Was die Übernahme von Normen betrifft, so richten jüngere Kinder sich zunächst stark nach den elterlichen Vorgaben und beginnen in Abwägung mehrerer und unterschiedlicher As-

pekte und unter Berücksichtigung übergreifender ethischer Werte selbständige moralische Urteile zu entwickeln (Piaget 1986; Birney/Sternberg 2011; Denham et al. 2011).

Für die Befragung der Kinder wurden Foto-Interviews verwendet (Clark-Ibáñez 2004; Capello 2005; Cook/Hess 2007; Croghan et al. 2008): Die Kinder erstellten zunächst mittels Einwegkameras Fotos ihrer eigenen Lebenswelt in fünf vorgegebenen Bereichen⁶. Im Interview wurden sie dann gebeten, die ausgearbeiteten Fotos zu kommentieren und über die abgebildeten Personen und Lebensbereiche zu erzählen. Zusätzlich wurde ein Interview-Leitfaden⁷ als Strukturierungshilfe verwendet. Mit den Eltern (jeweils mindestens ein Elternteil) wurden problemzentrierte Leitfadeninterviews (Witzel 2000) geführt und im Anschluss an das Interview soziodemografische Daten erhoben. Die von den Kindern erstellten Fotos wurden in den Interviews mit ihren Eltern nicht verwendet. Alle Interviews wurden als Einzelgespräche geführt und vollständig transkribiert.

Die Datenerhebung erfolgte in der Großstadt Wien (1,7 Mio. Einwohner(innen)), die zugleich Österreichs wichtigster Wirtschaftsstandort ist, und in einem Ort mit 5.000 Einwohner(inne)n im Burgenland, Österreichs östlichstem Bundesland, welches ein wirtschaftlich und infrastrukturell eher benachteiligtes Gebiet repräsentiert. Scheidungen, Ein-Eltern-Familien und Stieffamilien sind im städtischen Erhebungsgebiet häufiger als im ländlichen⁸. Die einbezogenen Familien sind in beiden Erhebungsgebieten hinsichtlich soziodemografischer Faktoren wie Erwerbs- oder Bildungsstatus der Eltern heterogen. Es sind unterschiedliche Lebensformen vertreten, wobei insbesondere darauf Bedacht genommen wird, ob die befragten Kinder Veränderungen der Familienstruktur erlebt haben⁹, in einer nicht-kernfamilialen Lebensform oder in einer Kernfamilie aufwachsen. Auf Basis der Kriterien Rollenbesetzung, Familienbildungsprozess und Wohnsitz werden in der vorliegenden Studie Kernfamilien definiert als Familien, in welchen ein (verheiratetes oder unverheiratetes) Elternpaar mit dem/den gemeinsamen Kind(ern) im Haushalt lebt und es keine weiteren inner- oder außerhalb dieser Familie lebenden Kinder der Eltern bzw. eines Elternteils gibt. Die gemeinsamen Kinder wachsen seit ihrer Geburt mit dem Elternpaar auf und haben keine elterliche Trennung bzw. Scheidung¹⁰ erlebt. Diesen Kriterien entsprechen 28 Familien (neun aus dem städtischen, 19 aus dem ländlichen Erhebungsgebiet). Als nicht-kernfamilial gelten jene Lebensformen, welche zumindest eines

6 Fotos wurden zu folgenden Bereichen erstellt: (1) Meine Familie stellt sich vor. Wer gehört zu meiner Familie?; (2) Was mir besonders gut in meiner Familie gefällt; (3) Was mir weniger in meiner Familie gefällt; (4) Was wir in unserer Freizeit machen (unter der Woche); (5) Was wir am Wochenende machen.

7 Die Interview-Leitfäden für Kinder und für Eltern deckten die Bereiche Familienformen und Scheidung, Familienzeit sowie kindliche Partizipation in der Familie ab.

8 Die Scheidungsrate ist in Wien bundesweit am höchsten und lag im Erhebungsjahr 2009 bei 54% (Burgenland: 43%) (Statistik Austria 2010a). Der Anteil an Ein-Eltern-Familien war in Wien mit 14% bundesweit am höchsten (Burgenland: 9%), ebenso jener an Stieffamilien (11% in Wien, 9% im Burgenland) (Statistik Austria 2010b: 72, 76).

9 Es werden nur bereits vom Kind erlebte familienstrukturelle Veränderungen inkludiert. Von den Eltern bzw. einem Elternteil erwähnte, künftig erwartete Veränderungen wie eine geplante Trennung wurden nicht berücksichtigt. Im Falle uneinheitlicher Darstellungen der einzelnen Familienmitglieder orientieren wir uns an den Aussagen des Kindes.

10 Im Folgenden werden die Begriffe Scheidung und Trennung synonym verwendet und darunter eine räumliche Trennung in Kombination mit einer Beendigung der elterlichen Partnerbeziehung verstanden.

dieser Kriterien nicht erfüllen. Dies trifft auf 22 Familien zu (zehn aus dem städtischen, zwölf aus dem ländlichen Erhebungsgebiet)¹¹. Zehn Kinder aus diesen Familien erlebten eine Trennung der Eltern (je fünf in jedem Erhebungsgebiet); zwei burgenländische Kinder erlebten, jeweils im Alter von sechs Jahren, den Tod eines Elternteils. Zehn Kinder aus nicht-kernfamilialen Lebensformen erlebten keine elterliche Trennung, da diese bereits vor ihrer Geburt stattfand oder sie als leibliches Kind in einer Stieffamilie leben.

Die Datenauswertung erfolgte mit einer Kombination qualitativer Methoden, wobei zum Teil in Gruppen gearbeitet wurde, um dem Anspruch nach intersubjektiver Nachvollziehbarkeit entsprechen zu können. Im ersten Schritt wurden angelehnt an das Codierverfahren der *Grounded Theory* ausgewählte Interviewtranskripte offen codiert und ein induktives Kategoriensystem entwickelt (Strauss/Corbin 1990; Glaser/Strauss 1998). In einem zweiten Schritt wurde auf dieser Basis eine qualitative Themenanalyse (Froschauer/Lueger 2003) als interpretativ-reduktives Verfahren durchgeführt¹². Damit konnten charakteristische Elemente sowie Unterschiede in der Themendarstellung herausgearbeitet, Kernaussagen eruiert und der Kontext ihres Auftretens ermittelt werden. Einige Kategorien werden in der Ergebnisdarstellung wörtlich unter einfachen Anführungszeichen wiedergegeben. Zur Illustration werden charakteristische Passagen wörtlich zitiert¹³.

4. Ergebnisse

4.1 Scheidung

Scheidung als verbreitetes, gesellschaftlich akzeptiertes Phänomen

Scheidung wurde von den befragten Eltern als verbreitetes Phänomen beschrieben und das Ansteigen der Scheidungszahlen als eine nicht aufzuhaltende gesellschaftliche Entwicklung wahrgenommen. Dies resultierte auch aus einer quantitativen Überschätzung: der Anteil geschiedener Personen wurde mit „jede/r Zweite“ bis „jede/r Vierte“ geschätzt. Aus dieser (vermuteten) quantitativen Verbreitung von Scheidungen leiteten die befragten Eltern eine erhöhte gesellschaftliche Akzeptanz und Toleranz ab. Scheidung stelle heute „*nichts Besonderes mehr*“ dar (Vater B 03¹⁴, Kernfamilie), weshalb auf gesellschaftlicher Ebene ein hohes Maß an Offenheit entstanden sei. Negative Sanktionen seien demnach seltener als früher. Regionale Unterschiede bestehen dahingehend, dass die befragten Eltern aus dem städtischen Erhebungsgebiet eine deutlich geringere Toleranz gegenüber

11 Neun der befragten Kinder lebten zum Befragungszeitpunkt in einer Ein-Eltern-Familie (vier in Wien, fünf im Burgenland). Elf Kinder lebten in einer Stieffamilie (sechs in Wien, fünf im Burgenland), zwei burgenländische Kinder in einer Pflegefamilie.

12 Angesichts des multiperspektivischen Vorgehens ergeben sich auch andere Auswertungsmöglichkeiten als sie im Rahmen dieses Beitrags dargestellt werden können. So ist zu erwarten, dass eine Auswertung auf Familienebene weitere spezifische Aufschlüsse geben könnte.

13 Wörtliche Zitate sind kursiv gedruckt und in doppelte Anführungszeichen gesetzt.

14 B steht für Burgenland, W für Wien. In Hinblick auf bessere Lesbarkeit wurden Dialektausdrücke in Schriftdeutsch übertragen. Alle Namen sind anonymisiert. Längere Auslassungen sind mit [...] gekennzeichnet.

Scheidung und daraus resultierenden nicht-kernfamilialen Lebensformen in ländlichen Regionen vermuteten. Die befragten Eltern aus dem ländlichen Erhebungsgebiet konstatierten hingegen eine zunehmende Angleichung städtischer und ländlicher Regionen.

Die befragten Kinder setzten eine Scheidung mit der Entstehung neuer Familienstrukturen gleich und schätzten die Zahlen deutlich niedriger ein als ihre Eltern. Exemplarisch sagte ein Mädchen über die familialen Strukturen im Klassenverband: *„Ein Dreiviertel hat Ganz-Familien und ein Viertel hat eben getrennte Familien. Und da gehöre ich auch dazu.“* (Mädchen W 10, Stieffamilie)

Scheidung als ‚Auflösung der Familie‘

Trotz der wahrgenommenen Toleranz auf gesellschaftlicher Ebene wurde Scheidung bzw. Trennung in Familien mit Kindern von den Interviewpartner(innen) äußerst kritisch und negativ beurteilt. Dabei fanden sich nur wenige Unterschiede in den Einschätzungen der Befragten (Kinder und Eltern) mit und ohne Trennungserfahrung, ebenso wenig zwischen den beiden Erhebungsgebieten. Scheidung führe, so der Haupttenor, zwingend zu Diskontinuität und Belastungen. Die in den Interviews präsentierten Sichtweisen beinhalteten zentrale Aspekte des Defizitmodells.

Die befragten Kinder belegten eine elterliche Scheidung mit Attributen wie *„mühsam“*, *„dumm“*, *„nicht toll“*, *„traurig“*, *„urblöd“* oder *„nicht so cool“*. Scheidung wurde – unabhängig davon, in welcher Lebensform die Kinder aufwuchsen und ob sie eine elterliche Scheidung erlebt hatten – erstens gleichgesetzt mit dem Verlust des Vaters bzw. gravierenden Veränderungen in der Beziehung zum Vater. Dies wurde zweitens als emotional belastend und als Einschränkung der kindlichen Handlungsmöglichkeiten interpretiert. Beide Aspekte werden im Folgenden illustriert:

„Eine Scheidung ist nicht so gut. Weil dann hätte man keinen Papa, und das wär natürlich dumm, weil man dann nicht so viel machen könnte. Weil jetzt bei uns, wenn die Mama keine Zeit hat, kann ich mit'm Papa was machen. Und wenn der Papa keine Zeit hat und die Mama Zeit hat, kann ich mit der Mama was machen.“ (Junge B 17, Stieffamilie).

Der Vergleich zwischen Kindern mit und ohne Trennungserfahrung zeigt: Die befragten Kinder mit geschiedenen Eltern betonten ebenfalls negative Aspekte, reflektierten aber auch über moderierende Faktoren wie den Umgang der beteiligten Erwachsenen mit der neuen Familiensituation, die Gestaltung von Besuchs- und Obsorgeregelungen sowie Kommunikation und Information über die (geplante) Scheidung. Unabhängig davon, ob die Kinder selbst eine elterliche Scheidung erlebt hatten, wurden auch positive Assoziationen artikuliert, wie z.B. eine mögliche Reduktion elterlicher Konflikte, materielle Vorteile wie das Vorhandensein von Spielsachen in beiden elterlichen Haushalten sowie ein vergrößerter Gestaltungsspielraum: *„In einer gerissenen Familie hat man zwei Welten, und man kann sie immer wechseln.“* (Mädchen W 10, Stieffamilie). Der Umgang mit Prozessen der Familientransition im Freundeskreis bzw. Klassenverband wurde als problematisch und verunsichernd beschrieben. Kommunikation darüber gäbe es höchst selten – u.a. aufgrund der Sorge, durch solche Gespräche Emotionen wie Traurigkeit oder Wut bei den Freund(inn)en auszulösen und damit nicht adäquat umgehen zu können.

Die befragten Eltern beurteilten eine Scheidung ebenfalls überwiegend als negatives, Stress verursachendes Ereignis, welches umfassende Anforderungen an alle Familien-

mitglieder stellen und „*unvollständige*“, „*zerrissene*“ Familien zurücklassen würde – auch wenn konstatiert wurde, dass eine Scheidung in manchen Fällen eine positive Möglichkeit zur Beendigung einer konflikthaften, belastenden oder unbefriedigenden Partnerbeziehung sei. Dabei wurden – unabhängig von eigenen Scheidungserfahrungen – Unterschiede nach der aktuellen Lebensform der Befragten deutlich: Befragte in Zwei-Eltern-Familien (Kern- und Stieffamilien) wiesen kritischere Haltungen gegenüber einer Scheidung auf als jene in Ein-Eltern-Familien. Eltern in Kernfamilien zeigten sich am kritischsten. Sie konstruierten Scheidung als schmerzhaften Prozess, der Kindern Verletzungen zufüge, wörtlich als „*eine Wunde, die heilen muss*“ (Mutter W 15, Kernfamilie). Die durch eine Scheidung entstehenden Defizite seien für Kinder nicht ausgleichbar:

„Es fehlt irgendwo in der Seele ein Stück. Es fehlt immer ein Teil, und das ist der Unterschied, glaub ich. [...] Irgendwo fehlt was. Wenn ein Mann fehlt, fehlt diese Seite, wenn die Mama fehlt, dann fehlt die andere Seite.“ (Vater B 10, Kernfamilie).

Geschiedenen Eltern wurde zugeschrieben, dass ihr „*Verantwortungsgefühl von vornherein ganz anders aufgebaut*“ sei (Mutter W 08, Kernfamilie) und vermutet, dass der Entschluss zur Trennung vielfach eine unreflektierte Entscheidung darstelle, die auch aus zu geringem elterlichen Bemühen resultiere. Die befragten Eltern aus Kernfamilien – und überwiegend auch jene aus Stieffamilien – distanzieren sich von geschiedenen Eltern und charakterisierten diese als (zu) wenig belastungsfähig und (zu) wenig bereit, für den Erhalt der Partnerbeziehung zu kämpfen.

Auch die befragten Eltern in nicht-kernfamilialen Lebensformen (Alleinerziehende sowie einige geschiedene Eltern in Stieffamilien) konstruierten Scheidung vorwiegend als negatives Ereignis mit gravierenden Auswirkungen für Kinder, maßen allerdings dem Umgang der beteiligten Erwachsenen mit der Trennungssituation besonders große Bedeutung zu. Sie nannten eine Reihe von moderierenden Variablen und betonten die zentrale Bedeutung von elterlicher Kooperation, Kommunikation und Rücksichtnahme auf kindliche Bedürfnisse. Zum Teil wurden von diesen Eltern auch positive Aspekte thematisiert: So könnten Kinder die Erfahrung machen, dass Beziehungsarbeit und gegenseitige Unterstützung notwendig sei, um eine Partnerbeziehung aufrecht zu erhalten, und sie könnten im Idealfall von einer verstärkten Involvierung ihrer Väter nach der Scheidung profitieren. Gleichzeitig wurde aber betont, dass beide Effekte ihrer Erfahrung nach nur selten eintreffen.

Kinder mit geschiedenen Eltern als bemitleidenswerte ‚Scheidungswaisen‘

Eine elterliche Scheidung wurde als ganz besonders nachteilig für die betroffenen Kinder betrachtet: Ihnen wurden Attribute wie „*arm*“, „*verunsichert*“ oder „*verstört*“ zugeschrieben und die kindliche Rolle bei einer elterlichen Scheidung als passiv und machtlos konstruiert: „*Die werden hin und her geschubst und wissen nicht genau, wo sie hingehören.*“ (Mutter B 14, Kernfamilie). Jene Emotion, die am häufigsten gegenüber Kindern geschiedener Eltern thematisiert wurde, war Mitleid. Eine Scheidung wurde als stresshaftes Ereignis für Kinder konstruiert, welches zwingend zu Überforderung und Benachteiligung führen würde. Argumentiert wurde dies mit dem einer Scheidung gleichgesetzten ‚Verlust‘ eines Elternteils (nämlich des Vaters) und der daraus resultierenden Betrachtung von Kindern als ‚Scheidungswaisen‘. Nach einer Scheidung sei nur noch ein Elternteil

verfügbar, welcher dem Kind Sicherheit und Stabilität geben könne, und das Kind hätte „keine einheitliche Heimat“ mehr (Mutter W 09, Stieffamilie). Kinder geschiedener Eltern würden, so die Vorstellung, im Vergleich zu jenen aus Kernfamilien deutlich weniger Harmonie in der Familie erleben.

Diese negativen Sichtweisen wurden von Kindern und Eltern aus Kernfamilien sowie nicht-kernfamilialen Lebensformen präsentiert – und zwar unabhängig davon, ob sie selbst eine Scheidung erlebt hatten. Relativierungen wurden lediglich von einigen Eltern in nicht-kernfamilialen Lebensformen getroffen, welche die Ressourcen und Fähigkeiten der beteiligten Personen sowie die Relevanz der Rahmenbedingungen betonten.

4.2 Die Kernfamilie als Ideal

Kernfamilien, in welchen die Eltern mit ihren leiblichen Kindern in einem gemeinsamen Haushalt leben, wurden von den befragten Kindern und Eltern in Kern- und Stieffamilien als vorteilhaft für alle involvierten Personen, insbesondere Kinder, betrachtet. Dies basierte auf drei Argumentationslinien: Normalität, Komplementarität und Stabilität.

Normalität wurde Kernfamilien in quantitativer und qualitativer Hinsicht zugeschrieben. Dies zeigte sich an den verwendeten Begrifflichkeiten wie „normal“, „richtig“, „typisch“, „klassisch“ oder „konventionell“ sowie an der Zuschreibung von Harmonie zu dieser Lebensform. Kernfamilien wurden als „intakt“, „komplett“, „funktionierend“ oder „optimal“ bezeichnet. Familien, in welchen eine Scheidung stattgefunden hat, wurden umgekehrt als „zerrissene“, „unvollständige“ oder „unorthodoxe“ Familien etikettiert.

Zweitens wurde *Komplementarität*, resultierend aus dem Vorhandensein zweier Elternteile, als zentral erachtet. Die alltägliche Präsenz zweier Elternteile ermögliche, so die in den Interviews überwiegende Vorstellung, die Aufteilung von Erziehungsaufgaben, denn es sei „immer jemand da, auf den man sich verlassen kann.“ (Mutter W 15, Kernfamilie). Die Befragten gingen davon aus, dass das Erleben einer Dualität von Geschlechterrollen in der Familie per se förderliche Bedingungen für die kindliche Entwicklung bieten würde¹⁵.

Mit ihrer Komplementarität sei, so die überwiegend zum Ausdruck gebrachte Vorstellung, die *Stabilität* der Kernfamilie verknüpft. Die Kernfamilie würde Kindern per se Schutz, Sicherheit und Geborgenheit geben. Sie sei eine „sichere Zelle, die eine wahnsinnige Stabilität in jeder Form“ bieten würde (Mutter W 06, Kernfamilie). Kinder geschiedener Eltern würden, so die Vorstellung, diese Stabilität nicht erleben und sie verstärkt bei ihren Freund(inn)en in kernfamilialen Lebensformen suchen. So beschrieb ein Junge (B 22, Kernfamilie) seinen Vater als „Ersatzpapa“ für seinen besten Freund, da diesem „halt der Papa fehlt.“ Kernfamilien wurden als ‚sicherer Hafen‘ für Kinder, die eine elterliche Scheidung erlebt haben, betrachtet.

Die befragten Eltern aus Kernfamilien schrieben ihrer Lebensform eine gewisse moralische Überlegenheit zu: Sie wären bereit, Konflikte konstruktiv zu bearbeiten und würden nicht leichtfertig und vorschnell ihre Partnerbeziehung aufgeben. Dies sei einerseits auf eigenes Bemühen und individuelle Stärken (wie Disziplin, Pflichtbewusstsein und

15 Familien, in denen gleichgeschlechtliche Eltern mit ihren Kindern leben, wurden in keinem der vorliegenden Interviews erwähnt.

Durchhaltevermögen) zurückzuführen, basiere andererseits aber auch auf einer glücklichen Fügung: „*Ich glaube, dass alle Kreuze schlagen, dass sie eben in stabilen Familienverhältnissen leben, dass ihnen das vergönnt ist.*“ (Mutter W 06, Kernfamilie).

Zusammenfassend wurde von den Befragten in Zwei-Eltern-Familien die Kernfamilie mit einer Fülle an positiven Aspekten konnotiert. Zwei Befragtengruppen äußerten allerdings auch kritische bzw. negative Aspekte: Alleinerziehende sowie Mütter in Kernfamilien, die sich aufgrund eines hohen Erwerbs- und geringen familialen Engagements ihres Partners als temporäre Alleinerzieherinnen fühlten. Von diesen beiden Gruppen wurden Kernfamilien mit veralteten Werten und Idealbildern in Verbindung gebracht und eine Diskrepanz zwischen innerfamiliären Konflikten und nach außen demonstrierter Harmonie vermutet („Doppelmoral“). Ebenso wurde hinterfragt, ob das bloße Vorhandensein zweier Elternteile eine gerechte Verteilung von Verantwortlichkeiten garantieren könne. Es wurde darauf verwiesen, dass eine permanente Verfügbarkeit beider Elternteile in Kernfamilien allein aufgrund beruflicher Notwendigkeiten und zeitlicher Restriktionen kaum möglich sei. Gleichzeitig wurde angemerkt, dass manche Väter sich auch nach einer Scheidung umfassend für ihre Kinder engagieren würden, und betont, dass eine dichotome Sichtweise zu kurz greife und eine Idealisierung der Kernfamilie nicht gerechtfertigt erscheine.

4.3 Nachscheidungsfamilien

Ein-Eltern-Familien als ‚Mangelfamilien‘

Ein-Eltern-Familien wurden in der vorliegenden Befragung als defizitäre und besonders herausfordernde Lebensform betrachtet. Sie wurden von den befragten Kindern aus Kernfamilien und Stieffamilien mit Attributen wie „*schwieriger*“, „*anstrengender*“ und „*komplizierter*“ versehen. Als größtes Defizit wurde das ‚Fehlen‘ eines Elternteils betrachtet:

„Nur mit einem Elternteil leben, das ist nicht so besonders, weil jedes Kind braucht zwei Elternteile.“ – „Warum?“ – „Also, ähm, damit es sich besser fühlt, also dass man sich in einer richtigen Familie fühlt, dass da alle zusammen sind, Mama und Papa.“ (Mädchen W 15, Kernfamilie)

Die Abwesenheit eines zweiten Elternteils wurde sowohl im Familienalltag als auch in Bezug auf Freizeitaktivitäten, Feste und Schulveranstaltungen als gravierender Nachteil betrachtet. Die befragten Kinder aus Stieffamilien grenzten sich von den Kindern alleinerziehender Eltern ab, da hier lediglich ein Elternteil im Alltag präsent sei. Dies führe, so die Vermutung, dazu, dass Kinder alleinerziehender Eltern nur wenig Zeit mit ihrem Elternteil verbringen könnten und dadurch benachteiligt seien, wie ein Mädchen über seine Freundin erzählt:

„Sie hätte gern, dass ihre Mutter mehr Zeit mit ihr verbringt, weil irgendwie, irgendwie, naja, wie soll ich das sagen, irgendwie ist sie schon traurig, weil ihre Mutter immer so lang weg ist und dann fast nie bei ihr ist. Ihre Mutter bringt sie auch nie in die Schule und, naja, da kann man sich schon was dabei denken. Nämlich, dass das Kind arm ist.“ (Mädchen W 14, Stieffamilie)

Die befragten Eltern aus Kern- und Stieffamilien belegten Kinder in Ein-Eltern-Familien mit Begriffen wie „*arm*“, „*benachteiligt*“ oder „*entwicklungsgefährdet*“. Sie äußerten

Bewunderung, aber auch Mitleid für alleinerziehende Eltern, deren Situation auf Basis von drei Aspekten als negativ konstruiert wurde: Abwesenheit einer zweiten Elternperson, Zeitdruck sowie Unsicherheit. Erstens wurde die Abwesenheit einer zweiten Elternperson im Alltag als ‚Fehlen‘ interpretiert und als beträchtliches Defizit betrachtet, da eine einzelne erwachsene Person die Verantwortung für das Wohlergehen der Kinder trage und eine Aufteilung von Alltags- und Erziehungsaufgaben nicht möglich sei. Die Argumentation folgte traditionellen Vorstellungen über Geschlechterrollen, wie folgendes Zitat veranschaulicht: „Eine alleinerziehende Mutter muss auch manchmal der Vater sein, der die harte Hand hat.“ (Vater W 15, Kernfamilie). Der zweite Aspekt der Benachteiligung war der vermutete höhere Zeitdruck, welcher Ein-Eltern-Familien aufgrund der Notwendigkeit, das Familieneinkommen alleine zu erwirtschaften, kennzeichnen und die Kinder benachteiligen würde. Drittens wurden Ein-Eltern-Familien als instabil und „unsicher“ konstruiert, und zwar bezüglich ihrer materiellen Situation, der familialen Alltagsorganisation und des Umgangs mit unvorhergesehenen Herausforderungen. Ein-Eltern-Familien könnten Kindern nicht jene Stabilität und Sicherheit bieten, die Zwei-Eltern-Familien kennzeichnen würde:

„Es läuft nicht so rund, es ist ein bisschen eckig. Und in dem Moment, wo irgendwas dazwischen kommt, läuft es aus dem Ruder, ja. Weil die sichere Person braucht nur krank sein, ja, dann funktioniert das System nicht mehr, und dann ist es ganz unrund. [...] Also ich glaube, die eine Person muss noch mehr Sicherheit bieten, und auf der lastet noch viel mehr. Also Sicherheit ist, glaube ich, das ganz wichtige Thema.“ (Mutter W 08, Kernfamilie).

Wie stellten die Befragten, welche selbst in einer Ein-Eltern-Familie lebten, ihre Situation dar? Die befragten Kinder betrachteten diese familiäre Lebensform ebenfalls als nachteilig für Kinder und erachteten Ausmaß, Häufigkeit und Gestaltung der Kontakte zum nicht-residenziellen Elternteil¹⁶ als besonders relevant. Sie berichteten von negativen Zuschreibungen und diskriminierenden Äußerungen in ihrem Umfeld (durch Bekannte, Schulfreundinnen/Schulfreunde und Pädagog(inn)en) und fühlten sich bei schulischen Anlässen aufgrund der Abwesenheit eines zweiten Elternteils häufig ausgeschlossen. Im Umgang damit beschrieben sie Strategien, welche auf der Betonung bzw. Imitation kernfamiliärer Aspekte basierten. Zunächst waren die Kinder bemüht, bei (schulischen) Veranstaltungen bewusst mit beiden leiblichen Elternteilen aufzutreten. War dies nicht möglich, so versuchten jene Kinder, deren alleinerziehende Mutter einen außerhalb lebenden Partner hatte, diesen dafür zu gewinnen. Ein Kind berichtete, dass es diesen im öffentlichen Raum „Papa“ nannte, obwohl er im privaten Kontext mit dem Vornamen angesprochen wurde.

Die befragten AlleinerzieherInnen betonten ebenfalls die negativen Aspekte ihrer Lebensform. Als besondere Herausforderungen betrachteten sie ihre finanzielle Situation, die alleinige Verantwortung sowie die fehlende emotionale und alltagspraktische Entlastung. Sie berichteten von Ausgrenzungen und nahmen eine starke soziale Erwünschtheit von Zwei-Eltern-Familien wahr, in deren Gegenwart ihnen ihr eigener, als defizitär wahrgenommener, Status besonders bewusst wurde. Dabei wurde jeweils Bezug auf die (idealisierte) Kernfamilie genommen, wie die folgenden Zitate exemplarisch zeigen:

16 In Österreich muss bei Vereinbarung der Obsorge beider Elternteile ein hauptsächlicher Aufenthaltsort des Kindes und somit ein Residenz-Elternteil festgelegt werden.

„Man wird schon ausgegrenzt, das merkt man schon. Man kommt sich immer vor wie das dritte Radl. Sie reden zwar mit einem, aber auch nur das notwendigste. [...] Die sind alle eine intakte Familie, und das haben wir aber nicht.“ (Mutter B 25, Alleinerzieherin)

„Prinzipiell würd ich sagen, dass eine Familie, die funktioniert, wo beide Ehepartner da sind und die Kinder, eher Anschluss an eine andere funktionierende Familie findet als eine funktionierende Familie und ein Alleinerzieher mit einem Kind. [...] Ich würde mich nicht so wohl fühlen, gemeinsam mit einer Familie, die funktioniert.“ (Vater W 19, Alleinerzieher)

Die befragten alleinerziehenden Eltern nannten zwei Strategien im Umgang mit Stigmatisierung: die Imitation kernfamiliärer Strukturen, ähnlich wie von den Kindern beschrieben, sowie die Vermeidung von Kontakten mit Zwei-Eltern-Familien.

Stieffamilien als ‚modifizierte Kernfamilien‘

Vom Großteil der Befragten wurde für Stieffamilien der Begriff „Patchwork-Familie“ verwendet, einige sprachen von „gemischten“ oder „zusammengewachsenen“ Familien. Stieffamilien wurden von den Eltern, die in Kernfamilien leben, zwiespältig betrachtet: einerseits wurden ihnen aufgrund ihrer „unklaren“ Familienstruktur, dem vermuteten daraus resultierenden höheren Konfliktpotential sowie den erhöhten Mobilitätsanforderungen Nachteile zugeschrieben. Andererseits wurden Stieffamilien als modifizierte Kernfamilien konstruiert und angenommen, dass diese Nachteile durch das Vorhandensein von zwei Elternpersonen reduziert bzw. kompensiert werden könnten, denn *„bei Patchwork-Familien ist doch die Familie: Vater, Mutter, Kind.“* (Mutter B 30, Kernfamilie). Eltern aus Kernfamilien und Ein-Eltern-Familien leiteten aus der strukturellen Ähnlichkeit mit Kernfamilien Vorteile wie die gemeinsame Übernahme von elterlichen Aufgaben und Verantwortlichkeiten ab. Dies führte zu einer durchaus positiven Einschätzung von Stieffamilien bezüglich ihrer Möglichkeiten, eine förderliche Umgebung für Kinder bereit zu stellen.

Die Sichtweisen der befragten Eltern, welche selbst in Stieffamilien leben, hingen mit dem Komplexitätsgrad ihrer Familien zusammen: Eltern aus einfachen und zusammengesetzten Stieffamilien betonten, dass ihre Familien der gesellschaftlichen Norm der Zwei-Eltern-Familie entsprächen, und leiteten daraus positive Konsequenzen ab, während Eltern aus komplexen Stieffamilien ihre Familien aufgrund der komplexen Familienkonstellationen als relativ weit entfernt von gesellschaftlichen Konventionen betrachteten¹⁷. Von Befragten aus allen Stieffamilien-Typen wurde betont, dass sie ihre Familien als „komplett“ betrachteten, da (mindestens) zwei Elternpositionen im Familienalltag besetzt waren.

Die befragten Kinder in Kernfamilien und Ein-Eltern-Familien schrieben der biologischen Verwandtschaft einen deutlich höheren Stellenwert zu als der Familienstruktur. Sie definierten Stieffamilien in erster Linie als Stiefvaterfamilien, etwa wie folgt: *„Da hat man so einen Papa, der eigentlich gar nicht so der Papa ist.“* (Junge W 12, Kernfamilie). Insgesamt konstruierten die befragten Kinder Stieffamilien deutlich negativer als ihre

¹⁷ Diese Typologie basiert auf der Zusammensetzung der im Haushalt lebenden Kinder (Teubner 2002; Feldhaus/Huinink 2011). In einfachen Stieffamilien bringt nur ein Partner Kinder in die Beziehung ein, das Paar hat keine gemeinsamen leiblichen Kinder. In zusammengesetzten Stieffamilien bringen beide Partner Kinder in die Beziehung, es gibt ebenfalls keine gemeinsamen leiblichen Kinder. Komplexe Stieffamilien sind dadurch gekennzeichnet, dass mindestens ein Partner ein Kind einbringt und es zusätzlich mindestens ein gemeinsames Kind gibt.

Eltern. Sie betonten die ihrer Meinung nach aus der Abwesenheit des „richtigen“ Vaters resultierenden Nachteile und vermuteten aufgrund des Mobilitäts- und Abstimmungsbedarfs eine Überforderung der betroffenen Kinder. Die befragten Kinder in Stieffamilien thematisierten auch Vorteile ihrer Familienform wie z.B. das breitere Spektrum an (stief-) elterlichen Kompetenzen.

Zusammenfassend erwiesen sich für die Konstruktion von Stieffamilien zwei Differenzierungsmerkmale als besonders relevant, nämlich die Dauer des Bestehens (bzw. Alter des Kindes bei Gründung der Stieffamilie) und die Komplexität der Familienstruktur (ableitbar aus der Anzahl an Personen und Verwandtschaftsverhältnissen). Je näher diese beiden Merkmale der Kernfamilie kamen (d.h. längere Dauer, geringere Komplexität), desto eher schrieben die Befragten Stieffamilien positive Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung zu.

5. Zusammenfassung und Diskussion

Die Beantwortung der Frage, wie Scheidung, Kernfamilien und Nachscheidungsfamilien von den befragten Kindern und Eltern konstruiert werden, lässt sich in drei zentralen Aspekten bündeln:

(1) Scheidung und ihre Folgen werden vielfach dem *Desorganisationsmodell* entsprechend konstruiert und nicht als familialer Übergang, sondern vielmehr als Auflösung der Familie gesehen. Scheidung und ihre Folgen werden auf der individuellen Ebene verortet und nicht als gesellschaftlich (mit-)bedingt, sondern als privates ‚Scheitern‘ betrachtet. Geschiedenen Eltern wird zugeschrieben, sich zu wenig um den Erhalt der Partnerbeziehung bemüht zu haben. Kinder geschiedener Eltern werden nicht als Akteurinnen/Akteure, sondern als passive Opfer einer elterlichen Scheidung konstruiert. Dies lässt u.a. vermuten, dass kindorientierte scheidungsbegleitende Maßnahmen, wie sie in den vergangenen Jahren in Österreich – wenn auch bislang nicht in ausreichendem Maße – ausgebaut wurden, von den Befragten kaum wahrgenommen werden.

(2) Es zeigt sich eine deutliche *Hierarchisierung von Lebensformen*. Das Bild der Kernfamilie als „ideale“ Lebensform ist fest in den Köpfen der Befragten verankert und findet durch Zuschreibungen von Überlegenheit in Kompetenz und Moral zusätzliche Festigung. Mit der Konstruktion der Kernfamilie als Ideal und als stabile Umgebung für das Aufwachsen von Kindern ist eine Abwertung davon abweichender Lebensformen verbunden. Ein-Eltern-Familien werden aufgrund der ‚fehlenden‘ Besetzung einer Elternposition als benachteiligt betrachtet und konstruieren sich auch selbst – vor der normativen Folie der Kernfamilie – als defizitäre ‚Mangelfamilie‘. Der auch in der Forschung lange Zeit verwendete Begriff der „*unvollständigen Familie*“ (Clason 1989) scheint hier präsent zu sein. Stieffamilien werden aufgrund des alltäglichen Vorhandenseins von zwei Elternpersonen als „*komplett*“ betrachtet, woraus die Zuschreibung umfassender Stabilität resultiert. Dies erinnert an den von Hoffmann-Riem et al. (1994) geprägten Begriff der „Normalisierung als ob“ bzw. den Typus der Stieffamilie als „Quasi-Kernfamilie“, wie er von Wilk (2002) für Österreich dargestellt wurde.

(3) In der vorliegenden Studie zeigt sich eine weitgehende Ausblendung der innerfamiliären Beziehungen zugunsten einer *haushaltszentrierten und familienstrukturell fokussierten Konzeption*: Die Verfügbarkeit des zweiten Elternteils wird mit seiner Anwesenheit im Haushalt gleichgesetzt, und die Familienstruktur wird in den Mittelpunkt der Argumentation gestellt. Herausforderungen, welche verschiedene Lebensformen auf der Beziehungsebene an die Familienmitglieder stellen, werden hingegen nur am Rande thematisiert. Daraus resultiert u.a., dass eine elterliche Scheidung mit dem „Verlust“ des nicht-residenziellen Elternteils gleichgesetzt wird. Alternative Modelle der (Ob-)Sorge finden kaum Eingang in die Konstruktionsprozesse und scheinen im sozialen Umfeld der Befragten nicht wahrgenommen bzw. auch nicht gelebt zu werden.

Abschließend werden nun einige Überlegungen bezüglich möglicher Auswirkungen dieser Ergebnisse angestellt. Wird Scheidung als Desorganisation und individuelles „Versagen“ konstruiert, so stellt dies gesellschaftliche und politische Bemühungen einer Verbesserung von (rechtlichen, materiellen, organisatorischen) Rahmenbedingungen in Frage. Die Sichtweise von Scheidung als privatem ‚Scheitern‘ impliziert nicht nur eine (weitgehend) private Bewältigung, sondern erhöht auch das Potential einer Stigmatisierung von geschiedenen Personen und ihren Kindern. In Kombination mit normativen Konstruktionen über Scheidung und Vorstellungen, wonach Eltern eine Scheidung zum „Wohle ihrer Kinder“ vermeiden könnten bzw. sollten, kann dies zur Erzeugung eines Klimas der Benachteiligung von geschiedenen Personen und ihren Familien beitragen und Projektionsflächen für eine Instrumentalisierung von Kindern durch die Politik schaffen. Letztlich kann dies zu einer Abnahme des politischen Willens zur Abmilderung von Scheidungsfolgen und damit zu einer Reduktion von Unterstützungsangeboten beitragen. Das erscheint auch insofern relevant, als die Kernfamilie nach wie vor die Folie bildet, vor welcher staatliche Leistungen und rechtliche Regelungen normiert werden.

Die skizzierte Idealisierung der Kernfamilie erscheint problematisch, weil sie eine sachliche Auseinandersetzung erschweren, die Entstehung von Vorurteilen fördern und so zur Benachteiligung von geschiedenen Personen, Kindern mit geschiedenen Eltern bzw. Personen in nicht-kernfamiliären Lebensformen beitragen kann. Ebenso kann die Ausblendung innerfamiliärer Beziehungen zugunsten haushaltszentrierter und familienstruktureller Konzeptionen das Verständnis für die Herausforderungen, welche familiales Zusammenleben in unterschiedlichen Konstellationen mit sich bringt, verringern. Dies kann zu verkürzten, undifferenzierten Sichtweisen über Familien beitragen.

Aus diesen möglichen Auswirkungen resultieren Herausforderungen für Sozialpolitik und Familienwissenschaft. Folgen sozialpolitische Maßnahmen einem konservativen Ansatz, so könnten sie darauf abzielen, Kernfamilien aufgrund ihrer hohen normativen Akzeptanz zu stärken und eine Abwertung davon abweichender Lebensformen in Kauf zu nehmen. Progressive Ansätze würden eher darauf fokussieren, Kindern und Eltern unabhängig von der Familienform ein adäquates Lebensumfeld zu bieten und entsprechende Rahmenbedingungen dafür zu schaffen. Die Bereitstellung ausreichender Mittel für Unterstützungsmöglichkeiten, sowohl im Vorfeld von Scheidungen als auch danach, erscheint dafür unabdingbar (z.B. Mediation, Kinderbegleitung, umfassende Beratungs- und Therapieangebote).

Schließlich ist angesichts zählbarer Ideale und geringen Wissensstands die Familienwissenschaft gefordert, ihre Ergebnisse in angemessener Weise zu disseminieren und diese den vorhandenen, auch medial transportierten, Bildern, Begriffen und Etikettierungen

gen entgegen zu stellen. Insbesondere wäre das Bewusstsein dafür zu stärken, dass die Gestaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten unterschiedlicher Lebensformen auch von den jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abhängig sind. Eine verstärkte, zielgerichtete Verbreitung wissenschaftlicher Befunde könnte damit zum Abbau bestehender Mythen und Vorurteile beitragen.

Literatur

- Adams, M. & Coltrane, S. (2007). Framing divorce reform: Media, morality, and the politics of family. *Family Process*, 46, 1, S. 17-34.
- Alt, C. & Lange, A. (2004). Deine Familie, meine Familie? Die Perspektiven von Müttern und ihren Kindern. *Zeitschrift für Familienforschung*, 16, 2, S: 111-129.
- Alt, C. & Lange, A. (2011). Kindschaftskonstellationen in Vater-Mutter-Familien. In: Schwab, B. & Vaskovics, L. A. (Hrsg.), *Pluralisierung von Elternschaft und Kindschaft. Familienrecht, -soziologie und -psychologie im Dialog*. Opladen, Farnington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich (Sonderheft 8 der Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research), S. 139-156.
- Amato, P. R. (2000). The consequences of divorce for adults and children. *Journal of Marriage and Family*, 62, 4, S.1269-1287.
- Anyan, S. & Pryor, J. (2002). What is in a family? Adolescent perceptions. *Children & Society*, 16, S. 1-12.
- Berger, P. L. & Kellner, H. (1965). Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. *Soziale Welt*, 16, 3, S. 220-235.
- Berger, P. L. & Luckmann, T. (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Birney, D. P. & Sternberg, R. J. (2011). The development of cognitive abilities. In: Bornstein, M. H. & Lamb, M. E. (Hrsg.), *Developmental science. An advanced textbook*. New York: Psychology Press, S. 353-388.
- Capello, M. (2005). Photo interviews. Eliciting data through conversations with children. *Field Methods*, 17, 2, S. 170-182.
- Castrén, A.-M. (2008). Post-divorce family configurations. In: Widmer, É. D. & Jallinoja, R. (Hrsg.), *Beyond the nuclear family: Families in a configurational perspective*. Bern: Peter Lang, S. 233-253.
- Clark-Ibáñez, M. (2004). Framing the social world through photo-elicitation interviews. *American Behavioral Scientist*, 47, 12, S. 1507-1527.
- Clason, C. (1989). Die Ein-Eltern-Familie oder die Ein-Elter-Familie. In: Nave-Herz, R. & Markefka, M. (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung*. Neuwied, Frankfurt: Luchterhand, S. 413-422.
- Coltrane, S. & Adams, M. (2003). The social construction of the divorce 'problem': Morality, child victims, and the politics of gender. *Family Relations*, 52, 4, S. 363-372.
- Cook, T. & Hess, E. (2007). What the camera sees and from whose perspective. Fun methodologies for engaging children in enlightening adults. *Childhood*, 14, 1, S. 29-45.
- Cowan, P. A. & Hetherington, E. M. (1991). *Family transitions. Advances in family research*. Hillsdale: Erlbaum.
- Croghan, R., Griffin, C., Hunter, J. & Phoenix, A. (2008). Young people's constructions of self: Notes on the use and analysis of the photo-elicitation methods. *International Journal of Social Research Methodology*, 11, 4, S. 345-356.
- Cyprian, G. (2003). Familienbilder als Forschungsthema. In: Cyprian, G. & Heimbach-Steins, M. (Hrsg.), *Familienbilder. Interdisziplinäre Sondierungen*. Opladen: Leske + Budrich, S. 9-19.
- Dekovic, M. & Buist, K. L. (2005). Multiple perspectives within the family. *Journal of Family Issues*, 26, 4, S. 467-490.

- Denham, S., Warren, H., Salisch, M. v., Benga, O., Chin, J.-C. & Geangu, E. (2011). Emotions and social development in childhood. In: Smith, P. K., & Hart, C. H. (Hrsg.), *The Wiley-Blackwell handbook of childhood social development*. Chichester: Wiley-Blackwell, S. 413-433.
- Diefenbach, H. & Opp, K.-D. (2007). When and why do people think there should be a divorce? *Rationality and Society*, 19, 4, S. 485-517.
- Feldhaus, M. & Huinink, J. (2011). Multiple Elternschaften in Deutschland – eine Analyse von Elternschaft in Folgepartnerschaften. In: Schwab, D. & Vaskovics, L. A. (Hrsg.), *Pluralisierung von Elternschaft und Kindschaft. Familienrecht, -soziologie und -psychologie im Dialog*. Opladen, Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich (Sonderheft der Zeitschrift für Familienforschung/ Journal of Family Research), S. 77-104.
- Flowerdew, J. & Neale, B. (2003). Trying to stay apace: Children with multiple challenges in their post-divorce family lives. *Childhood*, 10, 2, S: 147-162.
- Froschauer, U. & Lueger, M. (2003). *Das qualitative Interview*. Wien: WUV.
- Fthenakis, W. (1995). Ehescheidung als Übergangsphase (Transition) im Familienentwicklungsprozess. In: Perez, M., Lambert, J.-L., Ermert, C. & Plancherel, B. (Hrsg.), *Familie im Wandel*. Bern: Huber (Freiburger Beiträge zur Familienforschung), S.63-95.
- Geulen, D. (2010). Sozialisations-theoretische Ansätze. In: Krüger, H.-H. & Grunert, C. (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 85-102.
- Glaser, B. & Strauss, A. (1998). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber.
- Halman, L., Luijckx, R. & Zundert, M. van (2005). *The atlas of European values*. Leiden: Brill.
- Hamachers-Zuba, U., Lehner, E. & Tschipan, C. (2009). Partnerschaft, Familie und Geschlechterverhältnisse in Österreich. In: Friesl, C., U. Hamachers-Zuba, U. & Polak, R. (Hrsg.) *Die ÖsterreicherInnen. Wertewandel 1990-2008*. Wien: Czernin, S. 87-142.
- Harden, J., Backett-Milburn, K., Hill, M. & MacLean, A. (2010). Oh, what a tangled web we weave: Experiences of doing ‘multiple perspectives’ research in families. *International Journal of Social Research Methodology*, 13, 5, S. 441-452.
- Herzer, M. (1998). *Ehescheidung als sozialer Prozess*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hill, P. B. & Kopp, J. (1999). Ehescheidung: Historische Entwicklungen und theoretische Erklärungen. In: Klein, T. & Kopp, J. (Hrsg.), *Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht*. Würzburg: Ergon, S. 23-42.
- Hoffmann-Riem, C., Hoffmann-Riem, W., Pieper, M. & Riemann, G. (1994). *Elementare Phänomene der Lebenssituation: Ausschnitte aus einem Jahrzehnt soziologischen Arbeitens*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Hölscher, B. (2008). Sozialisation, Sozialisationskontexte, schichtspezifische Sozialisation. In: Willems, H. (Hrsg.), *Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge. Band 2*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 747-772.
- Hurrelmann, K. (2002). *Einführung in die Sozialisations-theorie*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Kalmijn, M. & Uunk, W. (2007). Regional value differences in Europe and the social consequences of divorce: A test of the stigmatization hypothesis. *Social Science Research*, 36, 447-468.
- Kohlberg, L. (1974). *Zur kognitiven Entwicklung des Kindes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lange, A. & Kränzl-Nagl, R. (2010). Familie im Spiegel öffentlicher und privater Diskurse – Bausteine für familienrhetorische Betrachtungen. In: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hrsg.), *5. Familienbericht 1999-2009. Die Familie an der Wende zum 21. Jahrhundert. Band 1*. Wien: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend, S: 91-125.
- Lüscher, K. (1997). Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten*. Opladen: Leske + Budrich, S. 50-69.
- Lüscher, K., Wehrspau, M. & Lange, A. (1989). Familienrhetorik – über die Schwierigkeit, „Familie“ zu definieren. *Zeitschrift für Familienforschung*, 2, 1, S. 61-76.
- Miles, N. J. & Servaty-Seib, H. L. (2010). Parental marital status and young adult offspring’s attitudes about marriage and divorce. *Journal of Divorce and Remarriage*, 51, 4, S. 209-220.
- Miller, P. H. (2011). Piaget’s theory. Past, present, and future. In: Goswami, U. (Hrsg.), *The Wiley-Blackwell Handbook of childhood cognitive development*. Chichester: Wiley-Blackwell, S. 649-672.

- Moon, M. (2011). The effects of divorce on children: Married and divorced partners' perspectives. *Journal of Divorce and Remarriage*, 52, 5, S. 344-349.
- Moxnes, K. (2003). Risk factors in divorce: Perceptions by the children involved. *Childhood*, 10, 2, S. 131-146.
- Nave-Herz, R. (2006). *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*. München: Juventa.
- Nelson, M. K. (2006). Single mothers „do“ family. *Journal of Marriage and Family*, 68, 4, S. 781-795.
- OECD (2010). *Family Database*. <http://www.oecd.org/els/social/family/database> [Stand: 2011-03-10].
- Oerter, R. & Montada, L. (2008) (Hrsg.). *Entwicklungspsychologie*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Oswald, R. F., Blume, L. B. & Marks, S. R. (2005). Decentering heteronormativity. A model for family studies. In: Bengtson, V. L., Acock A. C., Allen, K. R., Dilworth-Anderson, P. & Klein, D. M. (Hrsg.), *Sourcebook of family theory and research* Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage, S. 143-154.
- Piaget, J. (1972). *The psychology of the child*. New York: Basic Books.
- Piaget, J. (1986). *Das moralische Urteil beim Kinde*. München: Klett-Cotta.
- Ribbens McCarthy, J., Holland, J. & Gillies, V. (2003). Multiple perspectives on the 'family' lives of young people: Methodological and theoretical issues in case study research. *International Journal of Social Research Methodology*, 6, 1, S. 1-23.
- Rigg, A. & Pryor, J. (2007). Children's perceptions of families: What do they really think? *Children and Society*, 21, S. 17-23.
- Robinson, M., Butler, I., Scanlan, L., Douglas, G. & Murch, M. (2003). Children's experience of their parents' divorce. In: Jensen, A.-M. & McKee, L. (Hrsg.), *Children and the changing family. Between transformation and negotiation*. London, New York: Routledge/Falmer, S. 76-89.
- Roe, A., Bridges, L., Dunn, J. & O'Connor, T. (2006). Young children's representations of their families: A longitudinal follow-up study of family drawings by children living in different family settings. *International Journal of Behavioral Development*, 30, 6, S. 529-536.
- Röhr-Sendlmeier, U. M. & Greubel, S. (2004). Die Alltagssituation von Kindern in Stieffamilien und Kernfamilien im Vergleich. *Zeitschrift für Familienforschung*, 16, 1, S. 56-71.
- Sander, E., Endepohls-Ulpe, M. & Gollia, A. (2005). Scheidungskinder im Urteil von Lehrerinnen und Lehrern. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 52, S. 272-280.
- Schmitz, H. & Schmidt-Denter, U. (1999). Die Nachscheidungsfamilie sechs Jahre nach der elterlichen Trennung. *Zeitschrift für Familienforschung*, 11, 3, S. 28-55.
- Schneewind, K. A. & Walper, S. (2008). Kinder in verschiedenen Familienformen. In: Hasselhorn, M. & Silbereisen, R. K. (Hrsg.) *Entwicklungspsychologie des Säuglings- und Kindesalters*. Göttingen: Hogrefe, S. 571-616.
- Schneider, N. F. (2008). Grundlagen der sozialwissenschaftlichen Familienforschung – Einführende Betrachtungen. In: Schneider, N. F. (Hrsg.), *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie*. Opladen, Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich, S. 9-40.
- Smart, C., Neale, B. & Wade, A. (2001). *The changing experience of childhood. families and divorce*. Cambridge: Polity Press.
- Smith, A. B., Taylor, N. J. & Tapp, P. (2003). Rethinking children's involvement indecision-making after parental separation. *Childhood*, 10, 2, S. 201-216.
- Smith, D. E. (1993). The standard North American family: SNAF as an ideological code. *Journal of Family Issues*, 14, 1, S. 50-65.
- Statistik Austria (2010a). *Ehescheidungen*. http://www.statistik.at/web_de/presse/049433 [Stand: 2011-02-21].
- Statistik Austria (2010b). *Familien- und Haushaltsstatistik 2009. Ergebnisse der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung*. Wien: Verlag Österreich.
- Statistik Austria (2011a). *Ehescheidungen*. http://www.statistik.at/web_de/dynamic/presse/056777 [Stand: 2011-06-21].
- Statistik Austria (2011b). *Familien- und Haushaltsstatistik 2010*. Wien: Verlag Österreich.
- Statistik Austria (2011c). *Statistisches Jahrbuch 2011*. Wien: Verlag Österreich.

- Strauss, A. & Corbin, J. (1990). *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques*. Newbury Park, London, New Delhi: Sage.
- Teubner, M. (2002). Stieffamilientypen und haushaltsübergreifende Stiefkonstellationen. In: Bien, W., Hartl, A. & Teubner, M. (Hrsg.), *Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt*. Opladen: Leske + Budrich, S. 51-82.
- Théry, I. (1988). Die Familien nach der Scheidung: Vorstellungen, Normen, Regulierungen. In: Lüscher, K., Schultheis, F. & Wehrspau, M. (Hrsg.), *Die postmoderne Familie*. Konstanz: Universitätsverlag, S. 84-97.
- Toppe, S. (2009). Rabenmütter, Supermuttis, abwesende Väter? Familien(leit)bilder und Geschlechtertypisierungen im Kinderarmutdiskurs in Deutschland. In: Villa P. & Thiessen, B. (Hrsg.), *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 107-127.
- Toth, K. & Kemmelmeier, M. (2009). Divorce attitudes around the world. Distinguishing the impact of culture on evaluations and attitude structure. *Cross-Cultural Research*, 43, 3, S. 280-297.
- Usdasky, M. L. (2009). A weak embrace: Popular and scholarly depictions of single-parent families, 1900-1998. *Journal of Marriage and Family*, 71, S. 209-225.
- Watson, M. W. & Amgott-Kwan, T. (1984). Development of family-role concepts in school-age children. *Developmental Psychology*, 20, S. 953-959.
- Wendt, E.-V. & Walper, S. (2007). Entwicklungsverläufe von Kindern in Ein-Eltern- und Stieffamilien. In: Alt, C. (Hrsg.), *Kinderleben – Start in die Grundschule. Band 3: Ergebnisse aus der zweiten Welle*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 211-242.
- Wernhart, G. & Neuwirth, N. (2007). Geschlechterrollenwandel und Familienwerte (1988-2002). *Österreich im europäischen Vergleich. Ergebnisse auf Basis des ISSP 1988, 2002*. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF Working Paper 54).
- Wilk, L. (2002). Stieffamilien in Österreich. In: Bien, W., Hartl, A. & Teubner, M. (Hrsg.), *Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt*. Opladen: Leske + Budrich, S. 245-284.
- Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1, 1, Art. 22, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>.
- Zartler U., Marhali A., Starkbaum, J. & Richter, R. (2009). *Familien in Nahaufnahme. Eltern und ihre Kinder im städtischen und ländlichen Raum*. Wien: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend.
- Zartler, U. (2010). Multiple perspectives in qualitative family research: crafting and conducting research projects. *Family Science*, 1, 3-4, S. 173-182.
- Zartler, U. (2011). Reassembling families after divorce. In: Jallinoja, R. & Widmer, E. D. (Hrsg.), *Families and kinship in contemporary Europe: Rules and practices of relatedness*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 178-191.

Eingereicht am/Submitted on: 04.04.2011

Angenommen am/Accepted on: 06.09.2011

Anschrift der Autorin/Address of the author:

Dr. Ulrike Zartler

Universität Wien
Institut für Soziologie
Rooseveltplatz 2
1090 Wien
Österreich/Austria

E-Mail: ulrike.zartler@univie.ac.at

Fridtjof W. Nussbeck, Peter Hilpert & Guy Bodenmann

Der Zusammenhang von positivem und negativem Interaktionsverhalten in der Partnerschaft mit Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten

The association between positive and negative interaction behavior with relationship satisfaction and the intention to separate in married couples

Zusammenfassung:

In dieser Studie wird der Zusammenhang von selbsteingeschätztem negativem und positivem Interaktionsverhalten mit der eigenen Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten unter Kontrolle der Einflüsse von erlebtem Stress, allgemeinem Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit analysiert. Hauptziel ist die Prüfung der Frage, ob negatives oder positives Interaktionsverhalten prädiktiver für die Partnerschaftszufriedenheit und die Trennungsabsichten ist. Dazu wurden $N = 2.583$ verheiratete Personen zu ihrer Partnerschaft befragt. Die Resultate zeigen, dass selbsteingeschätztes eigenes negatives und positives Verhalten wie erwartet über die Kontrollvariablen hinaus mit Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten zusammenhängt. Beim Vergleich der beiden untersuchten Bestandteile des positiven Verhaltens (1. dyadisches Coping; 2. positives Interaktionsverhalten) weist das dyadische Coping stärkere Effekte auf die Partnerschaftszufriedenheit auf, als positives Interaktionsverhalten. Insgesamt belegen die Ergebnisse die Bedeutung des positiven Verhaltens in klinisch unauffälligen Partnerschaftsbeziehungen. Implikationen für die Beratung, Psychotherapie und zukünftige Forschung werden diskutiert.

Schlagerwörter: Partnerschaft, dyadisches Coping, positives Interaktionsverhalten, negatives Interaktionsverhalten, Partnerschaftszufriedenheit, Trennungsabsicht

Abstract:

In this study, we focus on self-reported negative and positive interaction behavior and their relationship with one's own relationship satisfaction and intention to separate, controlling for perceived stress, well-being and satisfaction with life. Our aim is to analyze if negative or positive interaction behavior is more predictive for relationship satisfaction and intention to separate. For this purpose, we examined $N = 2,583$ married participants. Results indicate that negative and positive behaviors predict relationship satisfaction and intention to separate beyond the prediction by control variables. Comparing two forms of positive behavior (1. dyadic coping, 2. positive interaction behavior), dyadic coping was a better predictor of relationship satisfaction than positive interaction behavior. In sum, results show the importance of positive behavior for relationship quality in a convenience sample of married subjects. Implications for counseling, therapy, and future research are discussed.

Key words: marriage, dyadic coping, positive interaction behavior, negative interaction behavior, relationship satisfaction, separation, divorce.

Einleitung

Menschen sind soziale Wesen und decken ihre Bedürfnisse nach Liebe, Intimität und emotionaler Nähe im Erwachsenenalter hauptsächlich in Paarbeziehungen ab. Fast alle Erwachsenen haben einen starken Wunsch nach einer glücklichen und stabilen Partnerschaft (Bodenmann 2003; Wiese/Freund/Baltes 2000). Rund 90% aller Personen heiraten mindestens einmal im Leben (Myers/Madathil/Tingle 2005). In unterschiedlichen Erklärungsansätzen werden meist *positive* Gründe angeführt, um zu erklären, warum Erwachsene eine Beziehung anstreben: z.B. das Streben nach Gemeinschaft, Intimität und Liebe (Havighurst/Albrecht 1953), oder das gegenseitige Gewähren von emotionaler und instrumenteller Unterstützung (Antonucci/Langfahl/Akiyama 2004).

Diesem Streben nach Glück und Zufriedenheit steht in der Realität jedoch eine ernüchternde Bilanz gegenüber. Jede zweite bis dritte Ehe wird in Europa geschieden (Eurostat 2008), darüber hinaus leben viele Paare in nicht zufriedenstellenden Partnerschaften (Whisman/Beach/Snyder 2008). Partnerschaftskonflikte und Trennung ziehen teils gravierende negative Konsequenzen nach sich (siehe Amato 2004; Bodenmann 2001; Cummings/Davies 2002; Perrez/Bodenmann 2009). Partnerschaftsstörungen beeinträchtigen die physische und psychische Gesundheit der Partner (siehe z.B. Kiecolt-Glaser/Bane/Glaser/Malarkey 2003; Robles/Kiecolt-Glaser 2003), die Lebenszufriedenheit (Ruvolo 1998), die Widerstandsfähigkeit gegenüber Depressionen (z.B. Tesser/Beach 1998) und zeigen negative Auswirkungen auf das Befinden von Kindern und deren spätere Partnerschaften (Amato 2004; Cummings/Davies 2002).

Längsschnittuntersuchungen zeigen, dass geringer Partnerschaftszufriedenheit und Trennungen die gleichen Prädiktoren und Prozesse zugrundeliegen (Karney/Bradbury 1995). Jedoch trennen sich nicht alle Paare, die in ihrer Partnerschaft unzufrieden sind (Davila/Bradbury 2001). Mögliche Gründe für ein Aufrechterhalten der Partnerschaft trotz erlebter Unzufriedenheit können moralische Werte, kulturelle Normen, ökonomische Zwänge oder kleine Kinder sein (z.B. Amato/Rogers 1999; Bodenmann et al. 2006; Heaton/Albrecht 1991; Swenson 1996; Waite/Lillard 1991; White/Booth 1991). Eine getrennte Betrachtung von Korrelaten zu Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten scheint aus diesen Gründen sinnvoll. Hinzu kommt, dass Partner in unzufriedenen, aber stabilen Partnerschaften eher depressive Symptome zeigen als unglückliche Partner, die ihre Beziehung aufgelöst haben (Davila/Bradbury 2001).

In der Paarforschung der letzten Jahrzehnte wurden psychologische Prädiktoren für negative Partnerschaftsverläufe beschrieben. Dabei zeigte sich, dass hauptsächlich dysfunktionale Kommunikationsverhaltensweisen, mangelhafte Problemlösekompetenzen oder Neurotizismus eine Vorhersage von Scheidung oder Trennung erlauben (für einen Überblick siehe Bodenmann 2001; Karney/Bradbury 1995). Ewart und Kollegen (Ewart/Taylor/Kraemer/Agras 1991: 155) fassten diese Befunde pointiert zusammen: „Not being nasty matters more than being nice“. Basierend auf den Befunden zu dysfunktionalen Verhaltensmustern entwickelten Paarforscher Interventions- und Präventionsprogramme, um es Paaren zu erleichtern, negative Verhaltensweisen zu vermeiden, um ihre Beziehungsqualität und -zufriedenheit zu verbessern (Bodenmann 2004; Gurman 2008; Jakubowski/Milne/Brunner/Miller 2004). Der starke Fokus der Paarforschung auf dysfunktionalen Verhaltensmechanismen steht jedoch in einem gewissen Widerspruch zu den pri-

mären Zielen des Zusammenlebens von Erwachsenen – Erwachsene gehen Liebesbeziehungen und Partnerschaften nicht ein, um eine Trennung zu vermeiden, sondern sie streben in erster Linie nach positiven Erfahrungen wie Liebe, Vertrautheit und Nähe (Bachand/Caron 2001).

Neuere empirische Befunde zeigen, dass sich Kompetenzen wie positives Interaktionsverhalten (z.B. Algoe/Gable/Maisel 2010; Reis/Clark/Holmes 2004; Fincham/Bradbury/Arias/Byrne/Karney 1997) und das dyadische Coping (z.B. Bodenmann 2000 2005) positiv auf die Beziehungszufriedenheit auswirken und die Wahrscheinlichkeit einer Trennung reduzieren. Positives Interaktionsverhalten beinhaltet, als Team zusammenzuarbeiten, dem Partner zu sagen, dass man ihn oder sie liebt, oder den Partner zu beschenken. Dyadisches Coping (DC) bezieht sich darauf, wie Paare mit dem erlebten, nicht aus der Beziehung stammenden Stress eines Partners umgehen aber auch, wie sie mit gemeinsamen Problemen umgehen. Dabei wird DC als Abfolge betrachtet, wie Partner A seinen eigenen oder auch den gemeinsamen Stress kommuniziert, Partner B diese Stressäußerung wahrnimmt, evaluiert und Partner A unterstützt und ob Partner A sich dadurch auch wirksam unterstützt fühlt (Bodenmann 2005). DC kann dabei nicht nur zu einer Reduktion des Stresszustandes von Person A führen, sondern durch das gemeinsame Bewältigen auch zu gegenseitigem Vertrauen, Nähe, Intimität und einem Gefühl der Gemeinsamkeit führen (Bodenmann 1995, 2000, 2005; Cutrona 1996; Cutrona/Gardner 2006; Revenson/Kayser/Bodenmann 2005). Sullivan, Pasch, Johnson und Bradbury (2010) berichten, dass Paare mit gutem DC eine geringere Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit während der ersten vier Jahre nach der Hochzeit als Paare mit schlechterem DC zeigen.

Positives Verhalten ist nicht nur per se gut für die Partnerschaft, sondern kann auch den Auswirkungen negativer Verhaltensweisen entgegenwirken. Nach Gottmans Balance-Theorie (1994) erweist sich dabei ein Verhältnis von mindestens fünf positiven Verhaltensweisen (wie z.B. loben, Liebe ausdrücken oder Zärtlichkeiten austauschen) zu einer negativen Verhaltensweise (wie z.B. kritisieren, provozieren, abwerten usw.) als funktional. So kann ein gewisses Maß an Negativität durch fünf Mal mehr Positivität ausbalanciert werden. Bestätigende Befunde zu dieser Ratio finden sich auch bei Bertoni und Bodenmann (2010). In der Balance-Theorie werden Positivität und Negativität nicht als zwei Pole einer Dimension aufgefasst, sondern als zwei distinkte, wenn auch assoziierte Konstrukte (siehe auch Fincham/Beach 1999; Fincham/Linefield 1997). Positivität kann somit in Partnerschaften eine doppelte Rolle spielen: (1) Positivität schafft ein reziprok angenehmes, förderliches und unterstützendes Paarklima und stärkt die Kohäsion und Intimität der Partner (Bodenmann 2004; Cutrona 1996), (2) Positivität kann negative Interaktionen ausgleichen und somit die destruktiven Auswirkungen von Negativität auf die Zufriedenheit und Stabilität von Beziehungen reduzieren (Balance-Theorie von Gottman: 1994).

Wenig ist allerdings darüber bekannt, inwiefern Negativität und Positivität einen gemeinsamen Einfluss auf die Partnerschaftszufriedenheit und mögliche Trennungsabsichten haben. Die Befunde von Gottman (1994) sowie Bertoni und Bodenmann (2010) legen nahe, dass es kompensatorische Effekte von Positivität und Negativität im Hinblick auf den Verlauf von Partnerschaften gibt. In diesem Sinne könnte das Verhältnis von positiven zu negativen Verhaltensweisen gleichermaßen entscheidend für eine hohe Zufriedenheit oder Unzufriedenheit sowie Trennungsabsichten der Partner sein. Weiterführend

liegt aber auch die Annahme nahe, dass Positivität zu einer Zunahme der Partnerschaftszufriedenheit führt, das Fehlen von Positivität aber nicht direkt in Überlegungen mündet, die Beziehung zu beenden. Negativität hingegen könnte unmittelbar zu einer Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit und zu Überlegungen, die Beziehung zu beenden, führen.

Es ist plausibel anzunehmen, dass ein längerer Prozess für die Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit und die Entstehung von Trennungsabsichten verantwortlich ist. In diesem Prozess findet vermutlich eine Rückkoppelung der abnehmenden Partnerschaftszufriedenheit und der steigenden Trennungsabsichten zu einer Zunahme negativen Interaktionsverhaltens, einer Abnahme der positiven Verhaltensweisen und weniger Ausüben funktionellen DC statt (Bodenmann 2004). Da die meisten Partnerschaften positiv beginnen (z.B. Kurdek 1998), liegt die Vermutung nahe, dass Verhaltensweisen der beiden Partner (negative und positive Interaktionen sowie DC) im Laufe der Zeit die Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten beeinflussen. Diese Beeinflussung kann beispielsweise mit dem Erleben negativen Affekts (Donnellan/Conger/Bryant 2004) oder einem allgemein niedrigen Wohlbefinden (z.B. Shrout/Herma/Bolger 2006; Sullivan et al. 2010) assoziiert sein, wobei Geschlechtsunterschiede zu berücksichtigen sind (Laverne/Bradbury 2010). Darüber hinaus sind Verhaltensweisen direkt veränderbar und können willentlich beeinflusst werden, dies macht sie beispielsweise therapeutisch leicht zugänglich, wohingegen die Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten Ergebnisse einer Evaluation der Partnerschaft durch die jeweiligen Partner sind.

Ziel dieser Studie ist es zu untersuchen, in wie weit positive und negative Kommunikations- und Interaktionsverhalten mit Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten unter Kontrolle demographischer Merkmale, des erlebten Stresses, des allgemeinen Wohlbefindens und der allgemeinen Lebenszufriedenheit zusammenhängen. Insbesondere soll überprüft werden, ob sich Positivität und Negativität entgegengesetzt oder unterschiedlich (differenziell) auf die Prädiktion der *Partnerschaftszufriedenheit* und der *Trennungsabsichten* auswirken.

Dazu werden in dieser Studie drei unterschiedliche Interaktionsverhalten untersucht: i) *negatives Interaktionsverhalten* (NIV) in Paarkonflikten wie kritisieren, provozieren und beleidigen, aber auch physische Gewalt wie stoßen oder schubsen, ii) *dyadisches Coping* (DC), das über die positive Interaktion hinausgehend die Dimension der Unterstützung und Fürsorge beinhaltet. Die Unterstützung kann dabei sowohl emotionale als auch problemfokussierte Aspekte beinhalten. iii) *positives Interaktionsverhalten* (PIV). Dieses Interaktionsverhalten besteht sowohl aus positiver Kommunikation wie z.B. dem expliziten Ausdrücken, dass man den andern liebt, als auch aus Verhaltensweisen wie Geschenke machen. Für die beiden positiven Interaktionsverhalten des DC und des positiven Interaktionsverhaltens wird auch zusammenfassend der Oberbegriff *positives Verhalten* verwendet.

Hypothesen

Partnerschaftszufriedenheit. Basierend auf einer Vielzahl neuerer Studien zu DC (siehe Bodenmann 2000) nehmen wir an, dass (H1) partnerschaftsrelevantes positives Interaktionsverhalten (1. dyadisches Coping – DC; 2. positives Interaktionsverhalten – PIV) die

Partnerschaftszufriedenheit vorhersagt. Im Sinne der Balance-Theorie gehen wir davon aus, dass (H1a) das positive Verhalten über das negative Interaktionsverhalten (NIV) hinaus prädiktiv für die *Partnerschaftszufriedenheit* ist. Gestützt auf Befunde von Fincham und Beach (1999) sowie Gottman (1994) gehen wir außerdem davon aus, dass (H2) positives Verhalten ein besserer Prädiktor für Partnerschaftszufriedenheit ist als negatives Verhalten (NIV). Bodenmann, Bradbury und Pihet (2009) konnten zeigen, dass DC eine höhere prädiktive Bedeutung aufweist für Partnerschaftszufriedenheit als positive Kommunikation, demnach sollte (H3) DC einen stärkeren Zusammenhang zur Partnerschaftszufriedenheit aufweisen als PIV. Die Zusammenhänge werden bei gleichzeitiger Kontrolle der allgemeinen Lebenszufriedenheit, des allgemeinen Befindens und des eigenen wahrgenommenen gegenwärtigen Stresses erwartet.

Trennungsabsichten. Beruhend auf den Befunden von Bertoni und Bodenmann (2010), nehmen wir an, dass (H4) DC und PIV über den Einfluss von NIV hinaus Varianz in Bezug auf die *Trennungsabsichten* erklärt. In diesem Fall sollte (H5), gemäß der Annahmen von Fincham und Beach (1999), NIV einen größeren Beitrag zur Erklärung der Trennungsabsicht leisten als die positiven Verhaltensweisen.

Methode

Stichprobe

Zur Rekrutierung der Studienteilnehmer stellte ein Marktforschungsinstitut eine nach sozialer Schicht, Sprache und Geschlecht stratifizierte Stichprobe ($N = 10.000$) verheirateter Personen zusammen. Dabei wurde darauf geachtet, dass untereinander verheiratete Personen *nicht* in die Stichprobe aufgenommen wurden. Den so ermittelten potentiellen Versuchspersonen wurde der Fragebogen mit der Bitte um Teilnahme zugeschiedt.

Die Rücklaufquote betrug 26% und deckt sich damit mit den Erfahrungswerten beim freien Anschreiben von Probanden (vgl. Dey 1997; Larson/Poist 2004). Die Stichprobe umfasst $N = 2583$ in der Schweiz lebende, verheiratete Personen im Alter zwischen 23 und 88 Jahren. Das Durchschnittsalter der Männer ($N = 1017$) liegt bei 55.7 Jahren ($SD = 12.3$; *Range*: 23-88), das der Frauen ($N = 1236$) bei 46.0 Jahren ($SD = 11.4$; *Range*: 25-80). 94% der Männer und 90% der Frauen besitzen die Schweizer Staatsbürgerschaft. 94% der teilnehmenden Männer und 92% der Frauen haben mindestens ein Kind. Die durchschnittliche Partnerschaftsdauer beträgt bei den Männern 28.6 Jahre ($SD = 12.3$; *Range*: 2-60) und bei den Frauen 22.1 Jahre ($SD = 11.1$; *Range*: 1-60). Im Schnitt sind die Männer seit 26.9 Jahren ($SD = 13.0$; *Range*: 1-59) verheiratet und die Frauen seit 19.2 Jahren ($SD = 12.2$; *Range*: 1-58). 61% der Männer und 45% der Frauen haben ein Gymnasium, eine Hochschule oder Universität besucht, 39% der Männer und 55% der Frauen haben einen Hauptschul- oder Berufsschulabschluss. Insgesamt liegt somit eher eine Mittelschichtstichprobe vor, in der die Männer älter und länger verheiratet als die Frauen sind, jedoch bei beiden Geschlechtern alle Altersschichten und unterschiedliche Partnerschaftslängen vertreten sind.

Messinstrumente

- (a) *Demographische Daten.* Es wurden folgende *demographische Daten* erhoben: Alter, Geschlecht, Ausbildung (eigene und des Partners), Anzahl Kinder sowie Partnerschaftsdauer.
- (b) *Lebenszufriedenheit und allgemeines Befinden.* Zur Erfassung der *Lebenszufriedenheit* (LeZu) wurde eine Kurzsкала von Bodenmann-Kehl (1999) bestehend aus vier Items (drei positiv und eines negativ gepolt) mit einem fünfstufigen Antwortformat (von ‚gar nicht‘ bis ‚sehr‘) eingesetzt. Ein Beispielitem lautet: "Sind Sie insgesamt mit Ihrem Leben zufrieden?". Die interne Konsistenz dieser Skala kann in dieser Studie als gut bezeichnet werden (Cronbachs Alpha $\alpha = .80$).
Zur Erfassung des *allgemeinen Befindens* (AB) wurde eine Kurzsкала von Bodenmann-Kehl (1999) mit den beiden Facetten psychisches und physisches Befinden aus sechs Items (vier positiv und zwei negativ gepolt) und einem fünfstufigen Antwortformat (von ‚nie‘ bis ‚sehr oft‘) eingesetzt. Ein Beispielitem für psychisches Befinden lautet: „Fühlen Sie sich psychisch ausgeglichen?“. Ein Beispielitem für physisches Befinden lautet: „Fühlen Sie sich bei guter körperlicher Verfassung?“. Die interne Konsistenz der Skala kann in dieser Studie als gut bezeichnet werden ($\alpha = .80$).
- (c) *Stresserleben.* Zur Erfassung des *Stressniveaus* in verschiedenen Lebensbereichen wurde eine Kurzsкала des allgemeinen Stressniveau Fragebogens (ASN) von Bodenmann (2000) eingesetzt. Diese Kurzsкала erfasst Stress in acht Bereichen (Partnerschaft, Haushalt/Kinder, Beruf, Herkunftsfamilien, finanzielle Situation, Freizeit, Sozialkontakte und tägliche Widrigkeiten) mit jeweils einem Item mit der Frage „Wie stark belastend/stressend empfinden Sie aktuell die folgenden Bereiche?“ und einem fünfstufigen Antwortformat (von ‚gar nicht‘ bis ‚sehr stark‘). Die interne Konsistenz der Skala kann in dieser Studie als gut bezeichnet werden ($\alpha = .72$).
- (d) *Negatives Interaktionsverhalten.* Zur Erfassung des *negativen Interaktionsverhaltens* (NIV) wurden Items aus dem Fragebogen zur Erfassung der Kommunikationsqualität (KOMQUAL; Bodenmann 2000) und der Conflict Tactic Scale (Straus 1979) nach inhaltlichen Gesichtspunkten ausgewählt. Der KOMQUAL entstand in Anlehnung an das Specific Affect Coding System (SPAFF; Gottman 1994). Aus dieser Skala stammen vier Items. Aus der Conflict Tactic Scale (CTS) von Straus (1979) wurden fünf zusätzliche Items identifiziert, so dass mittels der Skala NIV die beiden Facetten psychische und physische Gewalt erfasst werden. Zwar sind in den beiden Originalskalen weitere Items enthalten, die inhaltlich auch negatives Interaktionsverhalten abfragen, jedoch zeigten sie in der vorliegenden Stichprobe kaum Varianz, so dass sie keinen Informationsgewinn lieferten und folglich nicht berücksichtigt wurden. Einzig das Rückzugsitem aus dem KOMQUAL zeigte ausreichend Varianz, passt aber inhaltlich nicht gut zu den aktiven Verhaltensweisen, die durch die anderen Items beschrieben werden. Vor den in dieser Untersuchung berichteten Analysen wurde eine Faktorenanalyse zur Prüfung der Faktorstruktur der neun ausgewählten Items durchgeführt. Alle neun Items konnten auf einen Faktor zurückgeführt werden. Wird zusätzlich das Rückzugsitem in die Faktorenanalyse aufgenommen, so verändert sich die Faktorstruktur für die neun Items nicht; das Rückzugsitem lädt jedoch auf einem einzelnen, separaten Faktor, so dass es ebenfalls in den Analysen nicht berücksichtigt wird. Ta-

belle A1 im Anhang gibt einen Überblick über den Wortlaut der einzelnen Items und ihre korrigierten Trennschärfen. Die interne Konsistenz der so erzeugten Skala *negatives Interaktionsverhalten* (NIV) kann in dieser Studie als gut bezeichnet werden ($\alpha = .79$).

- (e) *Dyadisches Coping / positives Interaktionsverhalten unter Stress*. Zur Erfassung des DC wurde eine Kurzsкала (siehe Tabelle A1), die auf dem Dyadischen Coping Inventar (DCI) von Bodenmann (2008) aufbaut, mit sechs Items und einem fünfstufigen Antwortformat (von ‚nie‘ bis ‚sehr oft‘) eingesetzt. Die interne Konsistenz der Skala dyadisches Coping kann in dieser Studie als gut bezeichnet werden ($\alpha = .78$).
- (f) *Positives Interaktionsverhalten*. Zur Erfassung des positiven Interaktionsverhaltens (PIV) wurde eine Kurzsкала (Bodenmann 2000) in Anlehnung an die SPAFF-Kategorien von Gottman (1994) mit vier Items und einem fünfstufigen Antwortformat (von ‚nie‘ bis ‚sehr oft‘) eingesetzt (siehe Tabelle A1). Die interne Konsistenz der gesamten Skala kann in dieser Studie als gut bezeichnet werden ($\alpha = .80$).
- (g) *Partnerschaftszufriedenheit*. Zur Erfassung der *Partnerschaftszufriedenheit* (PZ) wurde die deutsche Version (Sander/Böcker 1993) der Relationship Assessment Scale (RAS; Hendrick 1988) eingesetzt. Diese Skala besteht aus sieben Items mit einem fünfstufigen Antwortformat (bei Zustimmung von ‚gar nicht‘ bis ‚sehr stark‘ bzw. bei Häufigkeit von ‚nie‘ bis ‚sehr oft‘). Ein Beispielitem lautet: „Wie zufrieden sind Sie insgesamt mit Ihrer Beziehung?“. Ein Beispiel für Unzufriedenheit lautet: „Wie oft wünschen Sie sich, diese Beziehung nicht eingegangen zu sein?“. Die interne Konsistenz der Skala kann in dieser Studie als sehr gut bezeichnet werden ($\alpha = .92$).
- (h) *Trennungsabsicht*. Zur Erfassung der *Trennungsabsicht* (TA) wurde eine Kurzsкала der Dyadic Adjustment Scale (DAS; Spanier 1976) aus den Items der deutschen Version (Klann/Hahlweg/Heinrichs 2003) bestehend aus vier negativ gepolten Items mit einem fünfstufigen Antwortformat (von ‚nie‘ bis ‚sehr oft‘) eingesetzt. Ein Beispielitem lautet: „Wie oft überlegen Sie, sich zu trennen oder sprechen von Trennung/Scheidung?“. Die interne Konsistenz der Skala Trennungsabsicht kann in dieser Studie demnach eher als Tendenz oder Überlegungen sich zu trennen operationalisiert, denn als gereifter Entschluss.

Statistisches Vorgehen

Zunächst wurden alle oben aufgeführten Variablen in zwei multiple lineare Regressionsanalysen zur Vorhersage der i) Partnerschaftszufriedenheit oder ii) der Trennungsabsicht aufgenommen. Alle Variablen, die einen signifikanten Zusammenhang mit einer der abhängigen Variablen aufwiesen (Ausschlusskriterium: Methode rückwärts), wurden im zweiten Schritt erneut in eine hierarchische Regressionsanalyse als Prädiktoren aufgenommen. Dabei wurden blockweise die demographischen Variablen, das allgemeine Befinden, die Alltagsbelastung, das negative Interaktionsverhalten und zum Schluss die beiden positiven Verhaltensweisen als Prädiktoren aufgenommen.

Ergebnisse

Deskriptivstatistik

Wie oben angegeben entspricht die Stichprobe nach demographischen Gesichtspunkten in ihrer Zusammensetzung eher der schweizerischen Mittelschicht. Die Teilnehmer an der Befragung sind im Mittel Personen, die sich wohl fühlen, mit ihrem Leben zufrieden sind, relativ wenig Stress ausgesetzt sind, relativ wenig negatives Interaktionsverhalten zeigen, mäßig gute bis gute Werte im DC erzielen und ebenso mäßig gutes bis gutes positives Interaktionsverhalten zeigen (siehe Mittelwerte und Standardabweichungen in Tabelle 1).

Tabelle 1: Mittelwert und Standardabweichungen aller Skalen.

	Frauen		Männer		Total	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
AB	4.10	.59	4.18	.53	4.14	.57
LeZu	4.20	.63	4.26	.54	4.23	.59
Stress	1.77	.53	1.74	.50	1.75	.52
NIV	1.71	.45	1.54	.39	1.64	.44
DC	3.68	.66	3.46	.60	3.58	.64
PIV	3.90	.63	3.64	.65	3.78	.65
PZ	4.15	.75	4.28	.66	4.21	.72
TA	1.94	.60	1.76	.55	1.86	.57

Anmerkungen. Anzahl Teilnehmer und Teilnehmerinnen $N = 2553$. *M* = Mittelwert; *SD* = Standardabweichung; AB = allgemeines Befinden; LeZu = Lebenszufriedenheit; Stress = Stresserleben im Alltag; NIV = negatives Interaktionsverhalten; DC = dyadisches Coping; PIV = positives Interaktionsverhalten; PZ = Partnerschaftszufriedenheit; TA = Trennungsabsicht.

Auf bivariater Ebene zeigen die in der Studie eingesetzten Variablen die zu erwartenden Zusammenhänge (siehe Tabelle 2). Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsicht korrelieren sehr hoch, wenn auch nicht perfekt, negativ miteinander ($r = -.80$). Die Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten korrelieren in den theoretisch zu erwartenden Richtungen im mittleren bis hohen Bereich mit den aufgenommenen Prädiktoren.

Tabelle 2: Korrelationen der eingesetzten psychologischen Variablen.

	Skalen							
	UV						AV	
	AB	LeZu	Stress	NIV	DC	PIV	PZ	TA
AB	<i>.32</i>							
LeZu	.55	<i>.34</i>						
Stress	-.35	-.49	<i>.27</i>					
NIV	-.26	-.41	.37	<i>.19</i>				
DC	.23	.39	-.25	-.26	<i>.41</i>			
PIV	.21	.36	-.22	-.27	.63	<i>.43</i>		
PZ	.29	.58	-.43	-.44	.55	.49	<i>.52</i>	
TA	-.25	-.52	.44	.55	-.45	-.36	-.80	<i>.34</i>

Anmerkungen. Anzahl Teilnehmer und Teilnehmerinnen $N = 2558$. Die Werte in der Hauptdiagonale (kursiv) sind Varianzschätzungen. UV = unabhängige Variablen; AV = abhängige Variablen; AB = allgemeines Befinden; LeZu = Lebenszufriedenheit; Stress = Stresserleben im Alltag; NIV = negatives Interaktionsverhalten; DC = dyadisches Coping ; PIV = positives Interaktionsverhalten; PZ = Partnerschaftszufriedenheit; TA = Trennungsabsicht. Signifikante Korrelationen fettgedruckt ($p < .01$).

Die Prädiktoren sind ebenfalls den theoretischen Erwartungen entsprechend untereinander korreliert. Stress und negatives Interaktionsverhalten korrelieren positiv miteinander und negativ mit allen weiteren Prädiktoren, keine dieser Korrelationen übersteigt einen absoluten Wert von $r = .49$. Dieser Befund stützt die Annahme, dass Negativität und Positivität nicht entgegengesetzte Pole einer einzelnen Dimension sind. Die Korrelationen der positiven Prädiktoren (allgemeines Befinden, Lebenszufriedenheit, dyadisches Coping, positives Interaktionsverhalten) untereinander reichen von $r = .21$ bis $r = .63$. Insgesamt liegen somit zwar assoziierte Konstrukte vor, die aber noch als hinreichend distinkt voneinander eingestuft werden können.

Hypothesentestung

Zur Überprüfung der Hypothesen wurden zwei lineare hierarchische Regressionsanalysen berechnet (siehe Tabelle 3). In der ersten Analyse wurde die Partnerschaftszufriedenheit vorhergesagt, in der zweiten Analyse die Trennungsabsicht. Im Folgenden werden zunächst die Ergebnisse der ersten Analyse und dann die der zweiten Analyse vorgestellt. Die Anwendungsvoraussetzungen für Regressionsanalysen (Spezifikation des korrekten Modells, Ausreißer, Homoskedastizität und Normalverteilung der Residuen; zum Vorgehen siehe Eid/Gollwitzer/Schmitt 2010) wurden nicht verletzt.

Tabelle 3: Ergebnisse der beiden multiplen hierarchischen Regressionsanalysen zur Vorhersage von Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsicht. Dargestellt sind die Regressionskoeffizienten des letzten Schrittes (β , VIF) und aus schrittweiser Regression (R^2 ; ΔR^2).

		Partnerschaftszufriedenheit					Trennungsabsicht				
		β	p	R^2	ΔR^2	VIF	β	p	R^2	ΔR^2	VIF
1.	Dauer der Partnerschaft	.10	.00			4.2	-.05	.14			4.3
Demo	Geschlecht ¹	.15	.00			1.3	-.11	.00			1.3
	Alter	-.10	.00			4.7	.06	.06			4.7
				.01	.01				.02	.02	
2.	Allgemeines Befinden	-.09	.00			1.5	.10	.00			1.5
Befinden	Lebenszufriedenheit	.33	.00			2.0	-.25	.00			2.0
				.35	.34				.29	.27	
3.	Stress	-.13	.00			1.5	.17	.00			1.5
Stress				.38	.03				.34	.05	
4.	Neg. Interaktionsverhalten	-.12	.00			1.4	.32	.00			1.4
NIV				.41	.03				.44	.10	
5.	Dyadisches Coping (DC)	.30	.00			1.8	-.23	.00			1.8
PI	pos. Interaktionsverhalten (PIV)	.17	.00			1.8	-.03	.11			1.8
				.54	.13				.49	.05	

Anmerkungen. β = standardisiertes Regressionsgewicht, p = Signifikanz, R^2 = Determinationskoeffizient, ΔR^2 = Zunahme der aufgeklärten Varianz, VIF = Variance Inflation Factor. Angegeben sind die Schätzergebnisse des letzten Schrittes in der hierarchischen linearen Regression. Demo = demographische Variablen; Stress = Stresserleben; ¹ 0 = weiblich, 1 = männlich.

Partnerschaftszufriedenheit

Insgesamt können mit den eingesetzten Prädiktoren 54% der Varianz der Partnerschaftszufriedenheit aufgeklärt werden. Die drei demographischen Variablen Partnerschaftsdauer, Geschlecht und Alter wiesen einen signifikanten Zusammenhang mit der Partnerschaftszufriedenheit auf und erklärten insgesamt einen Varianzanteil von 1%. Das allgemeine Befinden und die Lebenszufriedenheit können gemeinsam zusätzlich 34% der Varianz aufklären. Dabei weist die Lebenszufriedenheit einen positiven Zusammenhang mit der Partnerschaftszufriedenheit auf, das allgemeine Befinden unter Berücksichtigung aller weiterer Prädiktoren jedoch einen geringen negativen Zusammenhang¹. Die Variable Stresserleben kann zusätzlich weitere 3% der Varianz in der Partnerschaftszufriedenheit aufklären. Je mehr Stress erlebt wird, desto geringer fällt die Partnerschaftszufriedenheit

1 Der bivariate Zusammenhang zwischen dem allgemeinen Befinden und der Partnerschaftszufriedenheit ist positiv. Im Allgemeinen gilt: Je besser sich Probanden fühlen, desto zufriedener sind sie mit ihrer Partnerschaft. Lediglich bei Kontrolle aller weiteren Variablen im Modell sind diejenigen Probanden, die ein höheres allgemeines Befinden haben, weniger zufrieden mit der Partnerschaft. Aufgrund der Daten kann nicht geklärt werden, wie dieser Effekt zustande kommt. Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass vitalere Probanden höhere Ansprüche an ihre Beziehung stellen, die dementsprechend schwerer zu erfüllen sind, wodurch die Einschätzung der Partnerschaftszufriedenheit sinkt. Es bedarf jedoch weiterer Forschung, um diesen Effekt zu replizieren und zu verstehen. Es sei außerdem darauf hingewiesen, dass das allgemeine Befinden lediglich 0.5% Varianz über die anderen Variablen hinaus erklären kann.

aus. Weitere 3% der Varianz können durch das negative Interaktionsverhalten aufgeklärt werden. Je eher die Probanden einen negativen Umgangsstil mit ihren Partnern pflegen, desto unzufriedener sind sie mit der Partnerschaft. Im letzten Schritt der hierarchischen Regressionsanalyse können zusätzlich 13% der Varianz der Partnerschaftszufriedenheit mit den beiden positiven Verhaltensweisen aufgeklärt werden. Der Zusammenhang mit der Partnerschaftszufriedenheit ist für beide Variablen positiv.

Hypothese 1

Konsistent mit unserer ersten Hypothese (H1) zeigt sich, dass positives Interaktionsverhalten (DC und PIV) zur Erklärung der Partnerschaftszufriedenheit herangezogen werden kann. DC und PIV klären über den Einfluss des negativen Interaktionsverhaltens hinaus noch Varianz der Partnerschaftszufriedenheit auf ($\Delta R^2 = .13$; H1a). Die Regressionskoeffizienten aller drei Interaktionsverhaltensweisen (NIV, DC, PIV) sind signifikant, was darauf hindeutet, dass jede Variable für sich einen Einfluss ausübt, der unterschiedliche Varianzanteile der Partnerschaftszufriedenheit erklären kann.

Hypothese 2

Die Zunahme um 13% erklärter Varianz durch die positiven Verhaltensweisen im Vergleich zum negativen Interaktionsverhalten (Zunahme 3%) deutet darauf hin, dass das positive Verhalten eine größere prädiktive Kraft als das negative Verhalten bezüglich der Partnerschaftszufriedenheit hat. Zusätzliche Analysen mit umgekehrter Reihenfolge der letzten beiden Blöcke der Prädiktoren ergeben ein konsistentes Bild ($\Delta R^2 = .15$ durch positives Verhalten im 4. Schritt und $\Delta R^2 = .01$ durch NIV im 5. Schritt)

Hypothese 3

Zur Klärung der Frage, ob DC einen stärkeren Beitrag zur Erklärung der Partnerschaftszufriedenheit leistet als PIV, wurden zwei weitere Regressionen berechnet. In beiden Analysen wurden die ersten vier Blöcke der zuvor berichteten Analyse nicht verändert. In der ersten Analyse wurde zunächst DC im fünften und dann PIV im sechsten Block eingegeben. In der zweiten Analyse wurde die Reihenfolge der letzten beiden Blöcke getauscht. Das DC sagt über die demographischen Variablen, das allgemeine Befinden, die Lebenszufriedenheit, den erlebten Stress und das negative Interaktionsverhalten hinaus 12% der Varianz der Partnerschaftszufriedenheit vorher. Die zusätzliche Aufnahme von PIV kann weitere 2% der Varianz aufklären. Bei umgekehrter Reihenfolge der Variablen zeigt sich, dass PIV 8% der Varianz und DC darüberhinaus weitere 5% der Varianz der Partnerschaftszufriedenheit aufklären kann. Dieser Befund stützt unsere dritte Annahme (H3), dass der Zusammenhang zwischen DC und der Partnerschaftszufriedenheit größer ausfällt als zwischen PIV und der Partnerschaftszufriedenheit.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Partnerschaftszufriedenheit wie erwartet von demographischen Faktoren, vom allgemeinen Befinden, vom Stresserleben und von

den negativen und positiven Verhaltensweisen abhängt. Es sind somit nicht nur die negativen Verhaltensweisen („not being nasty matters more than being nice“) sondern auch das allgemeine positive Verhalten und zu einem stärkeren Anteil das dyadische Coping, welche die Partnerschaftszufriedenheit ausmachen.

Trennungsabsicht

49% der Varianz der Trennungsabsicht können mit den hier untersuchten Prädiktoren vorhergesagt werden. Die demographischen Variablen erklären 2% der Varianz. Dabei zeigt sich, dass Männer etwas weniger Trennungsabsichten hegen als Frauen. Die Lebenszufriedenheit und das allgemeine Befinden erklären zusätzlich 27% der Varianz. Je zufriedener die Teilnehmenden mit ihrem Leben sind, desto geringer sind ihre Trennungsabsichten, jedoch tritt auch hier der umgekehrte Effekt für das allgemeine Befinden auf, je besser es den Probanden im Allgemeinen geht, desto eher haben sie Trennungsabsichten². Durch die Hinzunahme von Stress können zusätzliche 5% der Varianz der Trennungsabsichten erklärt werden. Je höher der Stress ausfällt, desto eher treten Trennungsabsichten auf. Über die bereits genannten Prädiktoren hinaus klärt das negative Interaktionsverhalten 10% der Varianz auf. Je negativer sich Partner verhalten, desto eher haben sie auch Trennungsabsichten. Positive Verhaltensweisen können zusätzlich 5% der Varianz aufklären. Jedoch hängt nur das dyadische Coping mit den Trennungsabsichten zusammen ($\beta = -.21, p < .01$). Das allgemeine positive Verhalten zeigt keinen Zusammenhang mit Trennungsabsichten ($\beta = -.03, p = .11$), wenn die Einflüsse aller anderer Prädiktoren kontrolliert werden.

Hypothese 4

Konsistent mit unserer vierten Hypothese zeigen die Ergebnisse, dass positives Interaktionsverhalten (sowohl DC als auch PIV) über den Einfluss von NIV hinaus noch Varianz der Trennungsabsicht erklären kann. Allerdings gilt dies im Zusammenspiel aller Prädiktoren nur für DC. Der Regressionskoeffizient des PIV ist nicht signifikant. Die Ergebnisse stützen die Hypothese also nur zum Teil. Entfernt man jedoch das DC aus der Regression (nicht berichtet), so findet man einen signifikanten Zuwachs an erklärter Varianz (2%), wenn im letzten Schritt PIV hinzugefügt wird.

2 Der bivariate Zusammenhang zwischen dem allgemeinen Befinden und der Trennungsabsicht ist negativ. Im Allgemeinen gilt: Je besser sich die Probanden fühlen, desto geringer fallen ihre Trennungsabsichten aus. Lediglich bei Kontrolle aller weiteren Variablen im Modell hegen diejenigen Probanden, die ein höheres allgemeines Befinden haben, größere Trennungsabsichten. Aufgrund der Daten kann nicht geklärt werden, wie dieser Effekt zustande kommt. Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass vitalere Probanden höhere Ansprüche an ihre Beziehung stellen, die dementsprechend schwerer zu erfüllen sind, die Bereitschaft die Partnerschaft zu beenden könnte stärker ausfallen, da vitalere Personen vermutlich sich mehr Kapazitäten zuschreiben einen neuen Partner zu finden oder alleine glücklich zu sein. Es bedarf jedoch weiterer Forschung, um diesen Effekt zu replizieren und zu verstehen. Es sei außerdem darauf hingewiesen, dass das allgemeine Befinden lediglich 0.6% Varianz über die anderen Variablen hinaus erklären kann.

Hypothese 5

Im Hinblick auf die Erklärungskraft der Prädiktoren des negativen und positiven Verhaltens ist festzuhalten, dass das negative Verhalten mehr Varianz der Trennungsabsicht aufklären kann als bei der Partnerschaftszufriedenheit (bei identischer Reihenfolge der Prädiktoren: zunächst negatives Verhalten, dann positive Verhaltensweisen). Vertauscht man die letzten beiden Blöcke in der hierarchischen Regressionsanalyse, so zeigt sich, dass positive Verhaltensweisen 8% und das negative Interaktionsverhalten zusätzlich 7% der Varianz der Trennungsabsicht erklären. Beide Komponenten tragen also, wenn sie in dieser Reihenfolge eingegeben werden, in ähnlicher Größenordnung zur Erklärung der Trennungsabsichten bei.

Somit lässt sich sagen, dass die Trennungsabsichten von demographischen Variablen, vom allgemeinen Befinden, vom Stresserleben und von den negativen und positiven Verhaltensweisen abhängen. Für die Vorhersage der Trennungsabsichten leisten die negativen Verhaltensweisen einen wichtigeren Beitrag als für die Partnerschaftszufriedenheit. Wird das dyadische Coping in Regressionsanalysen vor dem allgemeinen positiven Verhalten eingeführt, zeigt letzteres keinen signifikanten Zusammenhang mehr mit den Trennungsabsichten.

Zusammenfassung und Diskussion

Ziel dieser Untersuchung war es, die Zusammenhänge zwischen selbstberichteten positiven und negativen Verhaltensweisen mit der eigenen Partnerschaftszufriedenheit und eigenen Trennungsabsichten zu untersuchen. Insbesondere sollte untersucht werden, inwiefern negatives Interaktionsverhalten, dyadisches Coping und positives Interaktionsverhalten unterschiedlich mit Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten assoziiert sind. Insgesamt zeigt sich, dass sowohl positive als auch negative eigene Verhaltensweisen stark mit der eigenen Partnerschaftszufriedenheit zusammenhängen, dabei ist das angemessene Verhalten in stressreichen Situationen (dyadisches Coping) besonders prädiktiv für die Partnerschaftszufriedenheit, hingegen weniger für eigene Trennungsabsichten. Im Gegensatz dazu ist negatives Interaktionsverhalten wenig prädiktiv für die Zufriedenheit allerdings sehr prädiktiv für die Trennungsabsichten.

Partnerschaftszufriedenheit

Die bivariaten Korrelationen zeigen, dass die in den Analysen aufgenommenen Prädiktoren relevant für die Vorhersage der Partnerschaftszufriedenheit sind. Mehr Aufschluss über das Zusammenspiel der Konstrukte geben die durchgeführten multiplen hierarchischen Regressionsanalysen. Die Prädiktoren können zusammen 54% der Varianz der Partnerschaftszufriedenheit aufklären. Bereits durch das allgemeine Befinden und die Lebenszufriedenheit kann ein großer Anteil erklärt werden. Dies ist insofern nicht verwunderlich, da die Partnerschaftszufriedenheit im Allgemeinen einen wesentlichen Bestandteil der Lebenszufriedenheit ausmacht (siehe Pavot/Diener 2008).

Negatives Interaktionsverhalten und Partnerschaftszufriedenheit sind über den Einfluss der anderen Konstrukte hinaus in dieser Studie assoziiert. Dies spiegelt sich in der zusätzlichen Varianzaufklärung von 4%, jedoch ist diese weniger stark als die zusätzliche Varianzaufklärung (12%) durch das dyadische Coping und das generelle positive Interaktionsverhalten. Diese zusätzliche Varianzaufklärung ist umso erstaunlicher, als dass sowohl negatives Interaktionsverhalten als auch die positiven Verhaltensweisen bereits relativ stark bivariat mit den zuvor aufgenommenen Prädiktoren korrelieren. Das Verhalten in der Partnerschaft steht somit im Zusammenhang mit dem allgemeinen Wohlbefinden und der Lebenszufriedenheit (bivariate Korrelationen), diese wiederum stehen in Zusammenhang mit der Partnerschaftszufriedenheit. Über diesen Zusammenhang hinaus haben aber partnerschaftsrelevante Verhaltensweisen noch einen weiterführenden Effekt auf die Partnerschaftszufriedenheit. Hier zeigt sich, dass das positive Verhalten einen eigenständigen Beitrag zur Erklärung der Partnerschaftszufriedenheit leistet. Es ist also nicht nur das Fehlen oder die geringe Ausprägung der negativen Verhaltensweisen, sondern explizit auch das positive Verhalten, das die Partnerschaftszufriedenheit fördert. Dieser positive Einfluss ist stärker als der negative Einfluss des negativen Verhaltens (siehe auch Fincham/Beach 1999; Gottman 1994).

Der Vergleich der inkrementellen Varianzaufklärung zwischen dem generellen positiven Verhalten und dem dyadischen Coping zeigt, dass das dyadische Coping einen größeren Beitrag zur Erklärung der Partnerschaftszufriedenheit leistet. Dies erscheint insofern plausibel, da Personen vermutlich eher eine generelle Tendenz haben, sich mehr oder weniger positiv dem Partner gegenüber zu verhalten. Ein Mangel an Positivität wird vermutlich eher auf die Persönlichkeit des Partners zurückgeführt; die Befunde legen nahe, dass positives Verhalten jedoch vor allem in Situationen des Stresses relevant wird, nämlich dann, wenn dyadisches Coping erforderlich wird. Stehen Partner zusammen und versuchen Krisen gemeinsam zu meistern, erzeugen sie ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, Vertrauen, Nähe, Intimität und der Verlässlichkeit (Bodenmann 1995, 2005; Cutrona 1996; Cutrona/Gardner 2006; Revenson et al. 2005). Das erfolgreiche Bewältigen dieser Krisen kann wiederum zu einer höheren Partnerschaftszufriedenheit führen (siehe auch Sullivan et al. 2010). Diese Vermutung liegt insbesondere nahe, da in der vorliegenden Stichprobe die Partnerschaften im Mittel bereits seit 29 Jahren bei den Männern und 22 Jahren bei den Frauen bestehen. Für eine glückliche Partnerschaft ist es also eher von Bedeutung, sich zu unterstützen, wenn es darauf ankommt, als prinzipiell einen positiven Umgang zu pflegen.

Trennungsabsicht

Die Befunde der Vorhersage der Trennungsabsicht stimmen für die demographischen Variablen, das allgemeine Befinden, die Lebenszufriedenheit und den Stress mit den Befunden zur Vorhersage der Partnerschaftszufriedenheit überein. Sowohl negatives Verhalten als auch die positiven Verhaltensweisen tragen signifikant zu einer Verringerung der Trennungsabsichten bei, auch wenn für den jeweiligen Einfluss der demographischen Variablen, des allgemeinen Befindens und der Lebenszufriedenheit sowie des Stresses kontrolliert wird. Wesentliche Unterschiede bestehen jedoch in den Anteilen der aufge-

klärten Varianz für die positiven und negativen Verhaltensweisen. Die Trennungsabsicht, also etwa die Tendenz über Trennung nachzudenken oder das Eingehen der Beziehung zu bedauern, hängt wesentlich stärker als die Partnerschaftszufriedenheit davon ab, ob mehr negative Verhaltensweisen in der Partnerschaft vorherrschen (siehe auch Bodenmann 2001; Fincham/Beach 1999; Matthews/Wickrama/Conger 1996). Partner leiden also unter Negativität in Beziehungen und zeigen Tendenzen, der Negativität (zumindest in Gedanken) zu entfliehen. Dieser Effekt kann jedoch durch dyadisches Coping ausgeglichen werden. Positives Interaktionsverhalten hingegen zeigt keinen signifikanten positiven Effekt auf die Trennungsabsichten. Partner scheinen kritischen Situationen, wie beispielsweise dem Umgang mit paarextremem Stress, besondere Bedeutung zuzumessen.

Pointiert könnte aufgrund der vorliegenden Untersuchung festgehalten werden, dass die Aussage „bad is stronger than good“ (Baumeister/Bratslavsky/Finkenauer/Vohs 2001: 323) nur im Hinblick auf Trennungsabsicht aufrechterhalten werden kann, jedoch keine Gültigkeit besitzt, wenn man die Partnerschaftszufriedenheit betrachtet. Einschränkend muss jedoch beachtet werden, dass in diese Untersuchung Daten von Partnern berücksichtigt wurden, die bereits über einen längeren Zeitraum in ihrer Beziehung leben. Insgesamt liegen in der Stichprobe eine hohe Partnerschaftszufriedenheit und geringe Trennungsabsichten vor, so dass eher Aussagen über Paare getroffen werden können, die bereits funktionales Verhalten zeigen. Durch die Kontrolle der Beziehungsdauer (und möglicher Interaktionen mit anderen Variablen) in den Regressionen kann eine Verzerrung durch eine mögliche Selektion, dass die berichteten Effekte durch lang und glücklich verheiratete Partner zustande kommen und sich diese bei den jüngeren Paaren nicht zeigten, ausgeschlossen werden. Nicht ausgeschlossen werden kann jedoch eine insgesamt vorliegende Verzerrung, in dem Sinne, dass mehrheitlich zufriedene Partner an der Untersuchung teilgenommen haben. Darüber hinaus ist die Stichprobe trotz initialer Stratifizierung nicht repräsentativ für die Schweizer Bevölkerung, sondern entspricht in ihrer demographischen Zusammensetzung eher einer Mittelschichtstichprobe mit vornehmlich älteren Untersuchungsteilnehmern.

Implikationen für die Praxis

Die berichteten Befunde deuten im Einklang mit der bestehenden Literatur darauf hin, dass für eine glückliche und zufriedene Partnerschaft gegenseitiger Respekt, Unterstützung und Liebe nötig sind, d.h. dass positive Interaktionen und dyadisches Coping beziehungsförderliche Komponenten darstellen. Im Beratungs- und therapeutischen Kontext legen die Befunde auch nahe, dass eine Stärkung von dyadischem Coping in vielen Fällen sinnvoll ist, weshalb eine Stärkung der gegenseitigen positiven Reziprozität und des dyadischen Copings wichtige Interventionsziele sind (Bodenmann 2004).

Kritik an der Untersuchung und Implikationen für weiterführende Forschung

Ziel dieser Untersuchung war es, die Erklärungskraft von negativen und positiven Verhaltensweisen zu identifizieren. Dazu wurden Daten einer großangelegten Querschnittsuntersuchung herangezogen. Erfasst wurde das selbsteingeschätzte Verhalten von jeweils einem

Partner. Selbsteinschätzungen können verschiedenen Verzerrungen unterliegen, so dass die hier aufgeführten Ergebnisse und deren Interpretationen als erste Schritte eines größeren Forschungsprogramms verstanden werden sollen, in dem die Ergebnisse möglichst mit Verhaltensdaten repliziert werden sollten. Weiterhin wurde nach dem eigenen Verhalten der Partner gefragt und nicht nach dem wahrgenommenen Verhalten des jeweils anderen Partners. Zukünftige Untersuchungen sind unbedingt um die Perspektive des Partners (sowohl im Selbst- als auch im Fremdbereich) zu erweitern, um die Einflüsse des Partners auf die Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten besser abschätzen zu können. Durch die Befragung beider Partner können außerdem Unterschiede in der Partnerschaftsdauer zwischen den Geschlechtern eliminiert werden; Altersunterschiede, die zwischen den Geschlechtern bestehen können, entsprechen dann den tatsächlich vorherrschenden Altersunterschieden in Partnerschaften. In der vorliegenden Untersuchung wurden die Partner nicht befragt, um eine höhere Beteiligung der angeschriebenen Personen zu erreichen.

Zukünftige Untersuchungen sollten nach Möglichkeit Veränderungen über die Zeit berücksichtigen und Paare oder Partner über mehrere Jahre befragen. Informationen über Paare, die sich im Verlauf der Zeit trennen, können wichtige Erkenntnisse im Zusammenhang mit der Entwicklung von Trennungsabsichten und der tatsächlichen Trennung, aber auch mit der eventuell einhergehenden Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit liefern.

Die Erweiterung um die zeitliche Perspektive erlaubt weiterhin die Testung theoretischer Annahmen über die zugrundeliegenden Mechanismen der Entstehung von Partnerschaftsunzufriedenheit und Trennungsabsichten. Die vorliegende Untersuchung erlaubt nur die momentane Aufnahme des Ist-Zustands und somit lediglich eine statistische Vorhersage der beiden abhängigen Variablen (Partnerschaftszufriedenheit, Trennungsabsichten). Es können keine postulierten kausalen Zusammenhänge überprüft werden.

Die angenommene differentielle Wirkung positiver und negativer Verhaltensweisen (siehe Fincham/Beach 1999) sollte künftig noch genauer ausdifferenziert werden. In der vorliegenden Untersuchung wurden zwei generelle Verhaltensweisen (positives und negatives Verhalten) und eine eher spezifische Verhaltensweise (dyadisches Coping) aufgenommen. Die hier vorgenommene Erfassung des dyadischen Copings ist eher kompetenzorientiert und fokussiert somit eher auf positive Aspekte des Verhaltens. In zukünftigen Untersuchungen sollte untersucht werden, ob negatives Verhalten in belastenden Situationen (etwa unter externem Stress) einen potenzierten Einfluss auf die Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten hat.

Literatur

- Algoe, S. B., Gable, S. L. & Maisel, N. (2010). It's the little things: Everyday gratitude as a booster shot for romantic relationships. *Personal Relationships*, 17, S. 217-233.
- Amato, P. R. (2004). Divorce in social and historical context. Changing scientific perspectives on children and marital dissolution. In: Coleman, M. & Ganong, L. H. (Hrsg.), *Handbook of contemporary families*. Thousand Oaks: Sage Publications, S. 265-281.
- Amato, P. R. & Rogers, S. J. (1999). Do attitudes toward divorce affect marital quality? *Journal of Family Issues*, 20, S. 69-86.
- Antonucci, T. C., Langfahl, E. S. & Akiyama, H. (2004). Relationships as outcomes and contexts. In: Lang, F. R. & Fingerman, K. L. (Hrsg.), *Growing together: personal relationships across the life span*. New York: Cambridge University Press.

- Bachand, L. L. & Caron, S. L. (2001). Ties that bind: A qualitative study of happy long-term marriages. *Contemporary Family Therapy*, 23, S. 105-121.
- Baumeister, R. F., Bratslavsky, E., Finkenauer, C. & Vohs K. D. (2001). Bad is stronger than good. *Review of General Psychology*, 5, S. 323-370.
- Bertoni, A. & Bodenmann, G. (2010). Satisfied and dissatisfied couples: Positive and negative dimensions, conflict styles, and relationships with family of origin. *European Psychologist*. Advance online publication: doi: 10.1027/1016-9040/a000015.
- Bodenmann, G. (1995). *Bewältigung von Stress in Partnerschaften*. Bern: Huber.
- Bodenmann, G. (2000). *Stress und Coping bei Paaren*. Göttingen: Hogrefe.
- Bodenmann, G. (2001). Psychologische Risikofaktoren für Scheidung: Ein Überblick. *Psychologische Rundschau*, 52, S. 85-95.
- Bodenmann, G. (2003). Was bedeuten Partnerschaft und Liebe für Jugendliche heute? Eine deskriptive Studie. *Zeitschrift für Familienforschung*, 15, S. 91-104.
- Bodenmann, G. (2004). *Verhaltenstherapie bei Paaren. Ein modernes Handbuch für die psychologische Beratung und Behandlung*. Bern: Huber.
- Bodenmann, G. (2005). Dyadic coping and its significance for marital functioning. In: Revenson, T., Kayser K., & Bodenmann, G. (Hrsg.), *Couples coping with stress: Emerging perspectives on dyadic coping*. Washington, DC: American Psychological Association, S. 33-50.
- Bodenmann, G. (2008). *Dyadisches Coping Inventar (DCI). Testmanual*. Bern: Huber Testverlag.
- Bodenmann, G., Bradbury, T. N. & Pihet, S. (2009). Relative contributions of treatment-related changes in communication skills and dyadic coping skills to the longitudinal course of marriage in the framework of marital distress prevention. *Journal of Divorce and Remarriage*, 50, S. 1-21.
- Bodenmann, G., Charvoz, L., Bradbury, T. N., Bertoni, A., Iafraite, R., Giuliani, C., Banse, R. & Behling, J. (2006). Attractors and barriers for divorce: A retrospective study in three European countries. *Journal of Divorce and Remarriage*, 45, S. 1-23.
- Bodenmann-Kehl, C. (1999). *Eine Analyse spezifischer Ansatzpunkte zur Förderung der familiären Kompetenz*. Fribourg: Universität Fribourg (Dissertation).
- Fincham, F. D., Bradbury, T. N., Arias, I., Byrne, C. A. & Karney, B. R. (1997). Marital violence, marital distress, and attributions. *Journal of Family Psychology*, 11, S. 367-372.
- Cummings, E. M. & Davies, T. D. (2002). Effects of marital conflict on children: Recent advances and emerging themes in process-oriented research. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 4, S. 31-63.
- Cutrona, C. E. (1996). *Social support in couples: Marriage as a resource in times of stress*. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Cutrona, C. E. & Gardner, K. A. (2006). Stress in couples: The process of dyadic coping. In: Vangelisti, A. L. & Perlman, D. (Hrsg.), *The Cambridge handbook of personal relationships*. Cambridge: University Press, S. 501-516.
- Davila, J. & Bradbury, T. N. (2001). Attachment insecurity and the distinction between unhappy spouses who do and do not divorce. *Journal of Family Psychology*, 15, S. 371-393.
- Dey, E. L. (1997). Working with low survey response rates: The efficacy of weighting adjustments. *Research in Higher Education*, 38, S. 215-227.
- Donnellan, M. B., Conger, R. D. & Bryant, C. M. (2004). The Big Five and enduring marriages. *Journal of Research in Personality*, 38, S. 481-504.
- Eid, M., Gollwitzer, M. & Schmitt, M. (2010). *Statistik und Forschungsmethoden*. Weinheim: Beltz.
- Eurostat (2008). *Annuaire Eurostat 2008. De A comme agriculture à Z comme zone euro*. Luxembourg: Office statistique des Communautés européennes.
- Ewart, C. K., Taylor, C. B., Kraemer, H. C. & Agras, W. S. (1991). High blood pressure and marital discord: Not being nasty matters more than being nice. *Health Psychology*, 10, S. 155-163.
- Fincham, F. D. & Linfield, K. J. (1997). A new look at marital quality: Can spouses feel positive and negative about their marriage? *Journal of Family Psychology*, 11, S. 489-502.
- Fincham, F. D. & Beach, S. R. H. (1999). Conflict in marriage: Implications for working with couples. *Annual Review of Psychology*, 50, S. 47-77.

- Gottman, J. M. (1994). *What predicts divorce?* Hillsdale: Erlbaum.
- Gurman, A. S. (2008). *Clinical handbook of couple therapy*. New York: Guilford Press.
- Havighurst, R. & Albrecht, R. (1953). *Older people*. New York: Longmans, Green & Co.
- Heaton, T. B. & Albrecht, S. L. (1991). Stable unhappy marriages. *Journal of Marriage and the Family*, 53, S. 747-758.
- Hendrick, S. S. (1988). A generic measure of relationship satisfaction. *Journal of Marriage and the Family*, 50, S. 93-98.
- Jakubowski, S. F., Milne, E. P., Brunner, H. & Miller, R. B. (2004). A review of empirically supported marital enrichment programs. *Family Relations*, 53, S. 528-536.
- Karney, B. R. & Bradbury, T. N. (1995). The longitudinal course of marital quality and stability: A review of theory, method, and research. *Psychological Bulletin*, 118, S. 3-34.
- Kiecolt-Glaser, J. K., Bane, C., Glaser, R. & Malarkey, W. B. (2003). Love, marriage, and divorce: Newlyweds' stress hormones foreshadow relationship changes. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 71, S. 176-188.
- Klann, N., Hahlweg, K. & Heinrichs, N. (2003). *Diagnostische Verfahren für die Beratung: Materialien zur Diagnostik in Ehe-, Familien- und Lebensberatung*. Göttingen: Hogrefe.
- Kurdek, L. A. (1998). The nature and predictors of the trajectory of change in marital quality over the first 4 years of marriage for first-married husbands and wives. *Journal of Family Psychology*, 12, S. 494-510.
- Larson, P. D. & Poist, R. F. (2004). Improving response rates to mail surveys: A research note. *Transportation Journal*, 43, S. 67-74.
- Lavner, J. A. & Bradbury T. N. (2010). Patterns of change in marital satisfaction over the newlywed years. *Journal of Marriage and Family*, 72, S. 1171-1187.
- Matthews, L. S., Wickrama, K. A. S. & Conger, R. D. (1996). Predicting marital instability from spouse and observer reports of marital interaction. *Journal of Marriage and the Family*, 58, S. 641-655.
- Myers, J. E., Madathil, J. & Tingle, L. R. (2005). Marriage satisfaction and wellness in India and the United States: A preliminary comparison of arranged marriages and marriages of choice. *Journal of Counseling & Development*, 83, S. 183-190.
- Pavot, W. & Diener, E. (2008). The satisfaction with life scale and the emerging construct of life satisfaction. *Journal of Positive Psychology*, 3, S. 137-152.
- Perrez, M. & Bodenmann, G. (2009). Klinisch-psychologische Familienforschung. In: Margraf, J. & Schneider, S. (Hrsg.), *Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Band 3*. Berlin: Springer, S. 77-94.
- Reis, H. T., Clark, M. S. & Holmes, J. G. (2004). Perceived partner responsiveness as an organizing construct in the study of intimacy and closeness. In: Mashek, D. J. & Aron, A. (Hrsg.), *Handbook of closeness and intimacy*. Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates, S. 201-225.
- Revenson, T., Kayser, K. & Bodenmann, G. (2005). *Couples coping with stress: Emerging perspectives on dyadic coping*. Washington, DC: American Psychological Association.
- Robles, T. F. & Kiecolt-Glaser, J. K. (2003). The physiology of marriage: Pathways to health. *Physiology & Behavior*, 79, S. 409-416.
- Ruvolo, A. P. (1998). Marital well-being and general happiness of newlywed couples: Relationships across time. *Journal of Social and Personal Relationships*, 15, S. 470-489.
- Sander, J. & Böcker, S. (1993). Die deutsche Form der Relationship Assessment Scale (RAS): Eine kurze Skala zur Messung der Zufriedenheit in einer Partnerschaft. *Diagnostica*, 39, S. 55-62.
- Shrout, P. E., Herman, C. M. & Bolger, N. (2006). The cost and benefits of practical and emotional support on adjustment: A daily diary study of couples experiencing acute stress. *Personal Relationships*, 13, S. 115-134.
- Spanier, G. B. (1976). The measurement of marital quality. *Journal of Sex and Marital Therapy*, 5, S. 288-300.
- Straus, M. A. (1979). Measuring intrafamily conflict and violence: The Conflict Tactics (CT) scales. *Journal of Marriage and the Family*, 41, S. 75-88.
- Sullivan, K. T., Pasch, L.A., Johnson, M. J. & Bradbury, T. N. (2010). Social support, problem-solving, and the longitudinal course of newlywed marriage. *Journal of Personality and Social Psychology*, 98, S. 631-644.

- Swenson, D. (1996). A logit model of the probability of divorce. *Journal of Divorce and Remarriage*, 25, S. 713-194.
- Tesser, A., & Beach, S. R. H. (1998). Life events, relationship quality, and depression: An investigation of judgment discontinuity in vivo. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74, S. 36-52.
- Waite, L. J. & Lillard, L. A. (1991). Children and marital disruption. *American Journal of Sociology*, 96, S. 930-953.
- Whisman, M. A., Beach, S. R. H. & Snyder, D. K. (2008). Is marital discord taxonic and can taxonic status be assessed reliably? Results from a national, representative sample of married couples. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 76, S.745-755.
- White, L. K. & Booth, A. (1991). Divorce over the life course: The role of marital happiness. *Journal of Family Issues*, 12, S. 5-21.
- Wiese, B. S., Freund, A. M. & Baltes, P. B. (2000). Selection, optimization, and compensation: An action-related approach to work and partnership. *Journal of Vocational Behavior*, 57, S. 273-300.

Eingereicht am/Submitted on: 14.03.2011

Angenommen am/Accepted on: 29.09.2011

Anschrift der Autoren/Address of the authors:

Dr. Fridtjof W. Nussbeck (Korrespondenzautor/Corresponding author)

Peter Hilpert, lic. phil.

Prof. Dr. Guy Bodenmann

Psychologisches Institut der Universität Zürich

Klinische Psychologie mit Schwerpunkt

Kinder/Jugendliche und Paare/Familien

Binzmühlestrasse 14/23

8050 Zürich

Schweiz/Switzerland

E-Mail: fridtjof.nussbeck@psychologie.uzh.ch

peter.hilpert@psychologie.uzh.ch

guy.bodenmann@psychologie.uzh.ch

Anhang

Table A1: Itemzuordnungen, Trennschärfekoeffizienten und Reliabilitäten.

Skala / Itemwortlaut	Range	Rel. / r_{it}
Negatives Interaktionsverhalten (NIV)		.80
1. Ich kritisiere ihn und mache/ihm Vorwürfe, wenn ich gereizt bin. (K)	1-5	.58
2. Ich mache provokative Bemerkungen, wenn wir uns streiten. (K)	1-5	.66
3. Ich werde dominant und rücksichtslos, wenn ich gereizt bin. (K)	1-5	.61
4. Ich werde gemein, beleidige und werte ihn ab, wenn ich gereizt bin. (K)	1-5	.71
5. Ich schüttele, schubse, stoße ihn, wenn ich gereizt bin. (CTS)	1-5	.32
6. Ich drohe meinem Partner (ihn zu verlassen, ihm etwas anzutun, mir selber etwas anzutun). (CTS)	1-5	.33
7. In Konfliktsituationen teile ich absichtlich anderen Menschen erniedrigende Informationen über meinen Partner mit (z.B. sexuelle Probleme, etc.). (CTS)	1-5	.34
8. In Konfliktsituationen verletze ich meinen Partner durch Abwertungen, Kränkungen, Vertrauensbrüche. (CTS)	1-5	.57
9. Ich verweigere mich meinem Partner sexuell. (CTS)	1-5	.37
Dyadisches Coping (DC)		.78
1. Wenn ich mich gestresst fühle, teile ich dies meinem Partner mit.	1-5	.52
2. Wenn ich mich gestresst fühle, bitte ich meinen Partner, gewisse Aufgaben und Tätigkeiten zu übernehmen.	1-5	.38
3. Wenn mein Partner belastet ist, verhalte ich mich positiv (ihn unterstützen, auf ihn eingehen, sich Zeit nehmen, etc.).	1-5	.47
4. Stress, der uns beide betrifft bewältigen wir gemeinsam.	1-5	.62
5. In Konfliktsituationen suchen wir nach konstruktiven Lösungen, hören uns gegenseitig zu und zeigen einander Wertschätzung.	1-5	.60
6. Probleme diskutieren wir in der Regel und packen sie gemeinsam an (tauschen Gefühle aus, nehmen uns Zeit, etc.).	1-5	.63
Positives Interaktionsverhalten (PIV)		.80
1. Ich zeige meinem Partner, dass ich sie/ihn gern habe und bin liebevoll zu ihr/ihm.	1-5	.63
2. Ich mache meinem Partner zwischendurch Geschenke und verwöhne ihn.	1-5	.48
3. Ich frage nach, was mein Partner erlebt hat, wie es ihm geht und was ihn beschäftigt.	1-5	.63
4. Ich interessiere mich für meinen Partner und zeige ihm das.	1-5	.74

Bemerkungen. Skalen sind fett gedruckt. Alle Items sind aus der Version für Partnerinnen entnommen. (K): Item stammt aus dem KOMQUAL; (CTS): Item stammt aus der CTS. **Rel.** = Reliabilität (Cronbachs Alpha) der Gesamtskala; r_{it} = Trennschärfekoeffizient (korrigierte Item-Total-Korrelation).

Das Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (*ifb*) berichtet an dieser Stelle in loser Folge über aktuelle Forschungsprojekte, neue Forschungsvorhaben, Tagungen und Veröffentlichungen.

Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitforschung der Nicolaidis-Stiftung

In Deutschland leben über 200.000 Menschen unter 50 Jahren, die ihre/n Ehepartner/in durch Tod verloren haben. Knapp zwei Drittel dieser Witwen und Witwer haben Kinder. Zu den wenigen Anlaufstellen in Deutschland für diese Familien gehört die Nicolaidis-Stiftung in München. Im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen hat das Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (*ifb*) die Arbeit der Nicolaidis-Stiftung wissenschaftlich begleitet. Der nun vorgelegte Abschlussbericht dokumentiert Erkenntnisse über die Struktur und Arbeitsweise der Nicolaidis-Stiftung sowie über die Nutzung der verschiedenen Angebote unter besonderer Berücksichtigung des „Nicolaidis-Treffs für Männer“ und befasst sich mit der Frage, wie verwitwete Männer von entsprechenden Angeboten erreicht werden können.

Die Nicolaidis-Stiftung als organisierte Form gegenseitiger Unterstützung für jüngere Verwitwete besteht aus einem qualifizierten und engagierten Team aus Verwitweten und Nicht-Verwitweten, weist eine klare Organisations- und Leitungsstruktur auf und ist in verschiedenen Arbeitsbereichen tätig. Trotz kontinuierlicher Erweiterung des Angebotspektrums behält die Stiftung ihr zentrales Anliegen, kompetenter Ansprechpartner für jüngere Verwitwete und deren Kinder zu sein, immer im Blick.

Verwitwete Männer bzw. Väter sind unter den Betroffenen, die sich an die Nicolaidis-Stiftung wenden, derzeit (noch) eine Minderheit. Sie haben zum Teil andere Anliegen als Frauen und schätzen insbesondere offene Angebote. Der „Nicolaidis-Treff für Männer“

als ein solches offenes Angebot für jüngere Witwer weist hinsichtlich seiner Gruppenzusammensetzung eine hohe Kontinuität über die gesamte Zeit seines Bestehens auf. Neben den beiden Verantwortlichen nimmt eine kleine Gruppe Betroffener seit Jahren relativ regelmäßig an den Treffen teil und profitiert davon nach eigenen Aussagen sehr.

Aus der Untersuchung kann festgehalten werden, dass geschlechtsspezifisch zugeschnittene Hilfeangebote zu einer Ermutigung von trauernden Männern beitragen können, Unterstützung in Anspruch zu nehmen und sich mit gesellschaftlichen Normen auseinanderzusetzen. Grundsätzlich erscheint auch in der Begleitung Trauernder ein Spektrum unterschiedlicher Angebotsformen sinnvoll, um der Heterogenität der Lebenssituationen und der Bedürfnisse der Betroffenen gerecht zu werden.

Wissenschaftliche Begleitung des Netzwerk Familienpaten

Das Konzept der Familienpatenschaften ist ein niedrigschwelliges und unterstützendes Angebot, das Eltern und andere Erziehungsberechtigte dabei unterstützen soll, ihre Erziehungsverantwortung besser wahrnehmen zu können. Es versteht sich als primär präventives Unterstützungsangebot für Familien und grenzt sich in diesem Sinne von professionellen Hilfen und Interventionsprogrammen im Rahmen des SGB VIII ab. Die Familienpatenschaft ist zeitlich begrenzt und verfolgt das Ziel, das Selbsthilfepotential der Familien zu stärken und somit Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Familienpat(inn)en sind freiwillig engagierte Frauen und Männer, die alltagspraktische Hilfen gewähren und somit die Familien dabei unterstützen, ihren Alltag zu gestalten und zu strukturieren.

Das Modellprojekt „Netzwerk Familienpatenschaften in Bayern“ ist ein Kooperationsprojekt zwischen folgenden Projektpartnern:

- Deutscher Kinderschutzbund Landesverband Bayern e.V.
- Bayerischer Landesverband des Katholischen Deutschen Frauenbundes
- Netzwerk Mütter- und Familienzentren in Bayern e.V.
- Zentrum Aktiver Bürger, Institut für soziale und kulturelle Arbeit (ISKA) gGmbH

Ziel dieses Modellprojektes ist es, bayernweit und flächendeckend Familienpat(inn)en zu schulen und Familien dieses Angebot bekannt zu machen. Hierzu sollen einheitliche Qualitätsstandards entwickelt, das vorhandene Qualifizierungsprogramm für Familienpat(inn)en weiterentwickelt und eine Marke „Bayerische Familienpatenschaften“ etabliert werden. Weitere Ziele sind der Aufbau und die Entwicklung von Kooperationsstrukturen mit den Jugendämtern und der Aufbau von Kooperations- bzw. Vernetzungsstrukturen mit anderen Einrichtungen und Angebotsträgern. Darüber hinaus soll geprüft werden, wie Familienpatenschaften als Angebot dauerhaft verortet werden können.

Die wissenschaftliche Begleitung dieses Projekts „Netzwerk Familienpatenschaften in Bayern“ durch das **ifb** konzentriert sich auf die Erhebung von Beurteilungen der Koordinatorinnen- und Familienpatenschulung sowie die Erfassung der Wirkung der Familienpatenschaft durch eine Befragung der betreuten Familien sowie der Patinnen und Paten.

Birgit Meyer-Lewis, eine Mitarbeiterin des **ifb**, hat zum Thema pränatale Entwicklung promoviert und vor kurzem ihre Dissertation veröffentlicht. Hier folgt eine kurze Beschreibung des Inhalts:

Die vorgeburtliche Entwicklung des Menschen wurde im pädagogischen Kontext bisher kaum berücksichtigt. Eine Pädagogik der Lebensalter darf die vorgeburtliche Entwicklung aber nicht ignorieren, sondern muss sie als integralen Bestandteil der menschlichen Gesamtentwicklung in ihre Betrachtungsweisen mit einbeziehen. Die Autorin wagt sich im vorliegenden Band an wissenschaftliches Neuland heran und weist sowohl auf die Notwendigkeit als auch auf mögliche Wege für eine gelingende Integration der vorgeburtlichen Entwicklung in die pädagogischen Wissenschaften hin.

Aktuelle Veröffentlichungen:

Birgit Mayer-Lewis: „Ein Mensch bildet sich ...“ Entwicklungspädagogische Betrachtungen zur vorgeburtlichen Lebensphase. Hamburg, Dr. Kovač 2012

Dieter Schwab/Laszlo A. Vaskovics (Hrsg.): Pluralisierung von Elternschaft und Kindschaft. Familienrecht, -soziologie und -psychologie im Dialog. Sonderheft 8 der Zeitschrift für Familienforschung/ Journal of Family Research. Verlag Barbara Budrich. Opladen, Farmington Hills, MI 2011

Adelheid Smolka (unter Mitarbeit von Loreen Baier, Dorothee Engelhardt, Anja Hedrich und Katrin Sternegger): Wissenschaftliche Begleitforschung der Nicolaidis-Stiftung. Abschlussbericht. **ifb**-Materialien 1-2012. Abrufbar unter: www.ifb.bayern.de/imperia/md/content/stmas/ifb/materialien/mat_2012_1.pdf

ifb-Jahresbericht 2011. Abrufbar unter: <http://www.ifb.bayern.de/imperia/md/content/stmas/ifb/sonstiges/jb2011.pdf>